

Birgit Griesse

Birgit Griesse: Von „A“ wie Ankündigung über „T“ wie Trauma bis „Z“ wie Zugzwänge

Biographieforschung zwischen erzähltheoretischen und (sozial)psychologischen Analysen – eine Hinführung

From „A“ for announcement on „T“ for trauma to „Z“ for Zugzwänge

Biographical research between narratological and (social) psychological analysis – a Guide

Zusammenfassung:

Thema dieses Beitrages ist die Biographieanalyse, wie sie maßgeblich von Fritz Schütze und Gerhard Riemann entwickelt worden ist. Die mit dem Auswertungsziel der strukturellen Beschreibung verbundenen Arbeitsschritte – die Rekonstruktion der autobiographischen Thematisierung, das Segmentieren sowie die Beschäftigung mit Hintergrundkonstruktionen – werden vor der Folie erzähltheoretischer Annahmen und des idealtypischen Strukturaufbaus autobiographischer (Stegreif-)Erzählungen erörtert. Interviewauszüge dienen der Illustration und sollen eine Einführung in diese spezifische Variante der Biographieforschung erleichtern. Diejenigen hermeneutischen Verfahren, die den Übergang der Analyse von Erzählstrukturen zu einer (sozial)psychologischen Interpretation erlauben (Wissensanalyse, Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung), werden eigens erörtert. Am Beispiel des Sprachphänomens Hintergrundkonstruktion werden die Anschlüsse an psychologische Diskurse exemplarisch entfaltet.

Schlagworte: Biographieforschung, Narrationsstrukturanalyse, Strukturelle Beschreibung, Wissensanalyse, Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung, Hintergrundkonstruktion, Trauma

Abstract:

The topic of this article is biography analysis as was significantly developed by Fritz Schütze and Gerhard Riemann. The work stages connected with the target of the evaluation of the structural description – the reconstruction of the autobiographic thematisation, the segmenting and the preoccupation with background constructions – are explained against the foil of narratological assumptions and of the typically ideal structure of autobiographic (impromptu) narratives. Extracts from interviews serve as illustration and should ease an introduction into this specific variation of biography research. Those hermeneutic processes, which allow the transition of the analysis of narrative structures to a (social) psychological interpretation (knowledge analysis, process structures of experience strata), will be explained individually. Demonstrated on the example of the language phenomenon background construction, the links to psychological discourses are unfurled in an exemplary manner.

Key words: Biography research, narration structure analysis, structural description, knowledge analysis, process structures of the strata of experience, background construction, trauma.

1 Einleitung

Jeder Text hat seine Geschichte: Dieser Aufsatz ist denjenigen gewidmet, die sich mit Methoden der Biographieforschung vertraut machen wollen. Vermutlich möchten dies einige unbekannte Adressatinnen¹, konkret sind es Studierende der Alice Salomon Hochschule Berlin. Diese Abhandlung stellt unterdessen nicht nur den Versuch einer systematischen Antwort auf beständig gestellte Fragen dar (oft wurde der Wunsch geäußert, ich möge ein Glossar zum Text von Schütze (1984) anfertigen, doch ist es mit Definitionen leider nicht getan), sondern versteht sich auch als Würdigung studentischen Engagements: Die hier präsentierten empirischen Daten stammen größtenteils aus von Studenten geführten Interviews.

Biographieforschung ist nicht gleich Biographieforschung, wenngleich viele Forscher zunächst biographisch-narrative Interviews erheben (vgl. Hermanns 1995; Schütze o.J.a., S. 2ff.) und anschließend verschriftlichen, sprich: transkribieren (vgl. Kowal/O'Connell 2000). Zur Auswertung der so hervorgelockten autobiographischen Stegreiferzählungen liegen unterschiedliche Verfahren vor, zu erwähnen sind die objektive Hermeneutik (stellvertretend vgl. Haupt/Kraimer 1991; Kirsch 2007; Fehlaber 2007; Silkenbeumer/Wernet 2010)², die dokumentarische Methode (vgl. z.B. Nohl 2006, 2009; Franz/Griese 2010), das narrationsstrukturelle Verfahren, Rekonstruktionen im Paradigma narrative Identität (vgl. etwa Lucius-Hoene/Deppermann 2004; Lucius-Hoene 2010), tiefenhermeneutische Verfahren (vgl. Schreiber 2006) sowie Ansätze, die die Auswertung so genannter objektiver Daten (objektive Hermeneutik) mit erzähltheoretischen Verfahren koppeln (vgl. beispielsweise Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Rosenthal/Fischer-Rosenthal 2000; Rosenthal 2010). Die weiteren Ausführungen behandeln einzig das narrationsstrukturelle Verfahren.

Wissenschaftlerinnen, die den narrationsstrukturellen Ansatz favorisieren, setzen sich intensiv mit sprachlichen *Strukturen* auseinander und deuten diese identitätstheoretisch³. Struktur aber soll, um eine erste Idee zu vermitteln, als „ein spezifisches Relationsnetz, das zwischen Elementen, Komponenten oder Einheiten besteht und spezifische Beziehungen zwischen ihnen ausdrückt“ (Wilske 2000, S. 68) definiert werden. Das Analyseziel, die *strukturelle Beschreibung*, beruht *formal* auf drei Auswertungsschritten:

1. die Analyse der *autobiographischen Thematisierung* (rekonstruiert wird die aktuelle Sicht des Sprechers auf seine Biographie, die der Geschichte Gestalt verleiht),
2. die Analyse der *Segmente* (untersucht wird die von der Sprecherin vorgenommene Gliederung des Erzähltextes in einzelne [Erfahrungs-]Abschnitte),
3. die Untersuchung *supra- und subsegmentaler Zusammenhänge* (gesondert betrachtet werden das Segmentgefüge sowie in Segmente eingelassene Strukturen, die u.a. als Hintergrundkonstruktionen [HGK] bezeichnet werden, ausführlich vgl. Schütze 1984).

Die Analysen basieren auf der Annahme, *das Sprechen gehe regelhaft vonstatten*, sie sind *erzähltheoretischer* Natur. Sicher: Die formale Interpretation stellt nur einen Teil der Auswertung dar (vgl. Detka 2005, S. 351f.) – allerdings sorgt gerade sie für intersubjektive Nachvollziehbarkeit und ist zugleich der Ausgangspunkt für psychologische Schlussfolgerungen. Für die psychologische Deu-

tung von Strukturen sind die *Prozessstrukturen des Lebensablaufs* heuristisch und *wissensanalytische Reflexionen* allgemein bedeutungsvoll. Diese „zweite Hermeneutik“ hat zur Folge, dass unterschiedliche Begrifflichkeiten im narrationsstrukturellen Verfahren nahezu synonym verwendet werden, z.B. besteht eine enge inhaltliche Beziehung zwischen Trauma/Verdrängung/Schuld (psychologisch) und HGK/rezessive Erzähllinie (erzähltheoretisch) oder zwischen abstrakten Kategorien/höheren symbolischen Prädikaten (linguistisch/erzähltheoretisch) und Eigen- bzw. Selbsttheorien (identitätstheoretisch). Die im narrationsstrukturellen Ansatz verankerten identitätstheoretischen Annahmen werden hier nur randständig thematisiert (zumindest sei darauf verwiesen, dass sich Schütze regelmäßig auf den Pragmatisten Mead bezieht, vgl. etwa Schütze 1987; ausführlicher Franz/Griesse 2010, S. 279ff.), da in diesem Beitrag die Regelmäßigkeiten der autobiographischen Stegreiferzählung möglichst konsequent erzähl- und kommunikationstheoretisch entfaltet werden. Identitätsbezogene Interpretationsrahmen werden erst nach einer Klärung, wie die Rekonstruktion der biographischen Gesamtformung (2.) und das Segmentieren vonstatten gehen (3.), von ihrer *Verfahrensseite* her skizziert (4.). Im Anschluss wird das sprachliche Phänomen HGK vorgestellt und das damit verbundene psychologische Interpretationspotenzial entfaltet (5.). Kommentare zur Bedeutung des narrationsstrukturellen Ansatzes für die Soziale Arbeit beenden die Abhandlung (6.). Ich hoffe, dass die Lektüre in vergleichsweise kurzer Form eine Vorstellung davon vermittelt, was eine strukturelle Beschreibung ist, auf welchen Annahmen sie beruht und auf welche Weise sich erzähl- und sozialpsychologische Perspektiven verschränken lassen (ausführlich vgl. u.a. Schütze o.J.a, o.J.b, 1987; Riemann 1987, o.J.).

2 Erzähltheoretische Grundlagen und Gesamtformung

Dass Untersuchungen „zur Biographie und Autobiographie, zur Kommunikationsform des Erzählens bzw. des alltäglichen Erzählens [...] ineinandergreifen“ (Schröder 2005, S. 17) wird vielerorts konstatiert (vgl. auch Björkenheim/Karvinen-Niinikoski o.J., S. 4), so dass ein Einstieg über die schöne Literatur keiner längeren Erläuterung bedarf. Philosophisch geht es beispielsweise bei Bachmann zu, die ihre Protagonistin nach Aufforderung durch einen (scheinbar anwesenden) Anderen sagen lässt: „Ich erzähle nicht, ich werde nicht erzählen, ich kann nicht erzählen, es ist mehr als eine Störung der Erinnerung.“ (1971, S. 274) Es sind die Unsicherheiten des Sich-Erinnerns⁴, die unterschiedlichen Stimmen, wandelbare Interpretationsmöglichkeiten des Seins, die die Figur – die zugleich Ich und Malina ist – vom Erzählen abhalten. Die sprachliche Konstruktion *zusammenhängender* Identität wird in *Malina* problematisiert – generell wimmelt es in Bachmanns Texten nur so von theoretischen Anspielungen auf das Thema Identität (vgl. Keupp 1989, S. 47f.), für die Arbeiten Wolfs ist Ähnliches festzustellen (vgl. Schuller 1985). Ricœur, der sich ebenfalls mit erzählter Identität auseinandersetzt, reflektiert über *Mann ohne Eigenschaften*, um Verlagerungen im Feld der Ich-Artikulation gattungstheoretisch zu fassen:

Die Arbeit Musils steht paradigmatisch für Verschiebungen vom Roman in Richtung wissenschaftlicher Essay (vgl. Ricoeur 2005, S. 224f.). Der kurze Ausflug in die Literatur verweist einerseits auf die Nähe schriftlicher und mündlicher Artikulation, andererseits auf Unterschiede, denn so

„avantgardistisch‘, ‚künstlerisch‘ oder ‚philosophisch‘ [wie in der Literatur, B.G.] geht es gemeinhin in einer mündlichen Erzählung im Rahmen eines wissenschaftlichen Interviews nicht zu. Soziale Konventionen spielen innerhalb biographischer Kommunikation, die im Fall eines Interviews zudem an eine meist einmalige Situation persönlicher Begegnung gebunden ist, eine wesentlich größere Rolle als im literarischen Prozess, in dem sich Literatinnen dem Prinzip der ‚Dekonstruktion‘ verschreiben, eine Verweigerung in punkto Kohärenz umsetzen, mit anderen Worten: ‚traditionale Erzählstrukturen‘ [...] unterlaufen können. Situative Anforderungen gegenseitigen Verstehens [...], sozialer Anerkennung leisten eigene Beiträge, das Ich im Interview mit Kohärenz und geteiltem Sinn statt postmoderner Irritation, Mehrdeutigkeit oder Unklarheit auszustatten“ (Griese 2007, S. 128).

Es kann also festgehalten werden, dass in der (post)modernen Literatur mit Sprachregeln gespielt wird, gerne mit jenen, die den Eindruck von Zusammenhang entstehen lassen, und sei es, dass man das Erzählen verweigert, wie Bachmanns Figur: Ohne Ich-Erzählung keine Identität – so lautet die wohl grundlegendste Regel. Doch auch in Bestsellern finden sich Anhaltspunkte. In einem Psychothriller werden Regeln zum Problem; Katzenbach eröffnet *Die Anstalt* wie folgt:

„Ich kann meine Stimmen nicht mehr hören und weiß daher nicht so recht weiter. Irgendwie hege ich den Verdacht, dass sie diese Geschichte viel besser erzählen könnten als ich. Wenigsten hätten sie ihre eigenen Ansichten und Vorschläge zu der Frage, was am Anfang und was am Ende und was dazwischen stehen könnte. Sie würden mir sagen, wo ich Details einarbeiten oder überflüssige Informationen aussparen sollte, was unverzichtbar und was trivial für sie ist. Nach so langer Zeit fällt es mir eben nicht leicht, mich an diese Dinge zu erinnern, und ich könnte ihre Hilfe gebrauchen. Es ist so viel passiert, dass es wirklich sehr schwer für mich ist, immer genau zu wissen, was wohin gehört. Manchmal bin ich mir auch nicht sicher, ob die Dinge, an die ich mich deutlich erinnern kann, tatsächlich stattgefunden haben. Eine Erinnerung, die eben noch in Stein gemeißelt war, erscheint mir im nächsten Moment so nebulös wie der Dunstschleier über einem Fluss. Darin liegt eines der Hauptprobleme für einen Verrückten: Man kann sich einfach nie sicher sein“ (2006, S. 9).

Neben dem Problem des Erinnerns, das generell die komplexe Thematik Wahrheit einschließt (vgl. Zimmermann 2005), werden basale Regeln der Ich-Erzählung angeführt: Ein kompetenter Erzähler wendet die Regel Anfang-Mitte-Schluss *praktisch* an, ohne sich dessen bewusst zu sein oder zu werden, verlaufen die Dinge in der Welt krisen- bzw. problemlos (zur Differenzierung diskursives/praktisches Bewusstsein vgl. Giddens 1995, S. 55ff.; grundsätzlich ist niemand im Besitz reflexiven Wissens, das sämtliche Regeln einschließt, doch das nur nebenbei, vgl. Rammert 2007, S. 153). Im Sprechen wirkt „kommunikationsbezogenes ‚tacit knowledge‘“, das nicht „begründungspflichtig ist“ (Krause 2000, S. 41) und dementsprechend (meist) kommentarlos und unreflektiert angewandt wird. Weitere, im praktischen Tun ver- bzw. geborgene Regeln, die den „normalen“ Umgang mit Sprache kennzeichnen, werden im Thriller angesprochen: die Fähigkeit zu rafften, Wesentliches darzustellen, denn nichts scheint schlimmer – wie vermutlich viele Menschen aus leidvoller Erfahrung wissen – als Sprecher, die nicht auf den Punkt kommen oder Belangloses zum Besten geben. Bemerkenswert aber ist die literarische Pointe im Roman. Das, was ge-

meinhin als Zeichen von Wahnsinn gelesen wird („Stimmen“), tritt als Garant für Normalität auf. Die Existenz dieser Regeln ist indessen seit langem bekannt. Ricœur, Aristoteles zitierend, verwendet den Begriff Konkordanz, um sprachliche Prinzipien der Herstellung von Identität zusammenzufassen:

„Unter Konkordanz verstehe ich ein Ordnungsprinzip, welches das regelt, was Aristoteles die ‚Anordnung der Fakten‘ nennt. Sie ist durch drei Merkmale gekennzeichnet: Abgeschlossenheit, Totalität bzw. Ganzheit, angemessener Umfang. Unter Abgeschlossenheit muß man die Einheit der Komposition verstehen, die verlangt, daß die Auslegung eines Teils der Auslegung des Ganzen untergeordnet sei. Das Ganze seinerseits [...] ist das, was einen Beginn, ein Ende und eine Mitte hat.“ (2005, S. 212)

Wir dürfen also voraussetzen, dass Interviewpartner, die der Bitte um eine autobiographische Stegreiferzählung nachkommen, eine Geschichte präsentieren, die auf einer Anfang-Mitte-Ende-Struktur beruht. Auch erwarten wir, dass die geschilderten Details in diese Struktur eingebettet sind und nicht ausufern („Komposition“). Katzenbach wie Ricœur fokussieren mit Regelverletzungen verbundene Konsequenzen: Der Eindruck von Inkompetenz ist ein vergleichsweise harmloser Effekt, die Vorstellung einer Störung (Diskonkordanz/Ricœur, Verrücktsein/Katzenbach) kann sich einstellen. Doch noch einmal zurück zu Katzenbach, denn einen Tipp können wir dem suchenden „Wahnsinnigen“ noch mit auf den Weg geben, wir können in etwa sagen, „was wohin gehört“: Es ist der chronologische Aufbau, der die Struktur mitorganisiert. Was die mündlich präsentierte Lebensgeschichte betrifft, ist es möglich, dass der Anfang der Erzählung mit der Geburt zusammenfällt (was häufig so ist, vgl. Tschuggnall 1999, S. 56), eine über das Lebenszeitliche hinausreichende Vergangenheit integriert (vgl. Griesse 2006) oder mit fortgeschrittenem Lebensalter einsetzt. Auffällige chronologische Unordnung wird selten beobachtet, kommt allerdings in Erzählungen psychisch Erkrankter vor (vgl. Dörr 2004). Sollten zeitliche Wechsel, die der aufsteigenden Chronologie zuwiderlaufen, im Erzählen vorgenommen werden, werden diese eigens angezeigt (vgl. Riemann 1986, S. 119). Der Preis für erhebliche Regelabweichungen scheint immens: Erfolg für den Romancier, Wahnsinn oder Inkompetenz für den Alltagsmenschen.

Was für die Lebensgeschichte insgesamt Gültigkeit besitzt, gilt ferner für die erzählten Episoden. Apperry lässt seinen Protagonisten Homer in der wundervollen Geschichte *Das zufällige Leben des Homer Idlewilde* angesichts des Todes eines Gegenspielers äußern:

„Du [der Tote, B.G.] kennst die gesamte Geschichte, ich und die anderen, wir haben nur Kleinigkeiten zu berichten. Meistens gelingt es uns nicht einmal, die richtigen Worte dafür zu finden, dann geben wir auf, verstummen. Wir erleben Dinge, wir geben ihnen einen Anfang und ein Ende, sie werden zu Abenteuern, Mißgeschicken, Momenten der Freude, man formuliert sie, und meistens fühlt man sich dann erleichtert, es geht wieder weiter. Aber du hast nun dein ganzes Leben umrundet und hast keinen Kopf mehr, um zu denken, keine Zunge und keinen Mund mehr, um zu sprechen. Was bedeutet das? Daß man nie alles erzählen kann? Daß man zwangsläufig Dinge auslassen muß?“ (2007, S. 267)

Nicht nur die Stegreiferzählung insgesamt folgt der Anfang-Mitte-Schluss-Regel inklusive Chronologie, die Ereignisse, von denen retrospektiv erzählt wird, folgen demselben Prinzip. Würde die Darstellung dieses Muster verletzen, ginge es mit der Erzählung nicht weiter, wir würden (früher oder später) verstummen (oder zum Schweigen gebracht), hingegen stellt sich Erleichterung ein, lässt sich das Erlebte in diese sprachliche Form gießen. Diese Strukturen aber können,

der Terminologie der Biographieforschung gemäß, als Segmente bezeichnet werden. Zusätzlich spielt Apperry auf Gattungsmuster⁵ an, auf Abenteuer, Missgeschicke, die das Erzählen mitgestalten, sie finden Anklänge an die von Schütze ausgearbeiteten Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung (vgl. Griesse 2008, S. 147f.), die später eingeführt werden (3.). Hier soll es genügen, darauf aufmerksam zu machen, dass autobiographische Stegreiferzählungen beispielsweise Züge der Geschichtsschreibung (vgl. Schütze 1989, u.a. S. 56, Anm. 1), des Familien-, Sozial- oder Gesellschaftsdramas, der positiv oder negativ konnotierten Karriere-, Bildungs- oder Bewährungsgeschichte, der Abenteuererzählung, der Satire oder Konversionserzählung annehmen können. Darüber hinaus thematisiert Apperry weitere Strukturaspekte: Nur nach meinem Tode könnte ich das ganze Leben überblicken, eine im Leben uneinnehmbare Position: „Provisorisch“ muss das Ende einer Erzählung ausfallen (vgl. Ricœur 1996, S. 199ff.), ohne letzten Kommentar, ohne letzte Episode. Im Schluss werden Gegenwart und Zukunft stärker fokussiert als an jedem anderen Ort der Erzählung, wenngleich der Standpunkt im Hier und Jetzt die gesamte Rekapitulation durchzieht (vgl. Straub/Sichler 1989, S. 223). Die von Homer aufgeworfenen Fragen aber erinnern erneut an die Anforderung, mit der sich auch der „Verrückte“ Katzenbachs herumärgert: Nie kann ich alles, das ganze Leben erzählen, ich muss auswählen. Zwei Aspekte, die diesen Vorgang im Interview beeinflussen, sollen angeschnitten werden. Zum einen hängt die Wahl der erzählten Episoden von unterstellten oder kommunizierten Erwartungen ab (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 32f.), wird also durch die Interaktionssituation mitstrukturiert (vgl. Bruder 2003, S. 11ff.), zum anderen verdanken sich Teildarstellungen der Eröffnung eingangs – sie sind gleichsam die Mitte einer übergeordneten Anfang-Mitte-Schluss-Struktur. Auftakt und Schluss bergen indes spezifische Inhalte und Muster. Zu Beginn der Stegreiferzählung erfolgt eine Selbsteinführung (vgl. Schütze 1984, S. 84) in Form der Präambel:

“In producing a narrative preamble the narrator realizes that she or he is now focusing on her or his own life as overall gestalt, and the first feature of the gestalt might be an answer to the question when life started, how it commenced to be her or his own unique life history and what would be the basic mode” (Schütze o.J.b, S. 17).

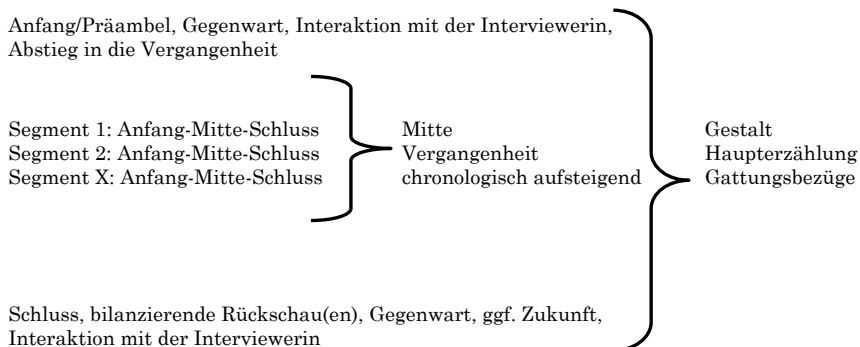
Die Präambel ist nicht so dezidiert ausgebaut, wie man es aus der Literatur kennt, sondern oft „quite implicit and laconic“ (ebd., S. 17, 20). Nichtsdestotrotz finden wir hier den thematischen Fokus der Erzählung sowie die Haltung des Sprechers zur eigenen Biographie. Der stark an den Gegenwartsmodus gebundene Schluss ist Reflexionen zum derzeitigen Stand der Dinge, bilanzierenden Rückschauen sowie ggf. einem Blick in die Zukunft vorbehalten. Schütze bezeichnet den Schluss gelegentlich als (Vor-)Kodaphase (vgl. Schütze 1984, S. 102f.) und meint den Interviewabschnitt, welcher der Aussage vorausgeht, die anzeigt, dass die Erzählung am Ende angekommen ist (Schlusskoda). Der Schluss gestaltet sich im Vergleich zum Auftakt „normally much more explicit“ (Schütze o.J.b, S. 17), ist „usually the most explicit textual referral to the global story line“ (ebd., S. 19), von der gleich die Rede sein wird, und weist zwei Strukturmerkmale auf:

“One part is dealing with the closing up of the content of the autobiographical story, i.e. with bringing the flux of recalled lifetime and its experiences to an end. And this activity encloses intensive biographical work of characterizing the general features of the overall biographical gestalt. (b) Another part (mostly a sequentially second part) is

dealing with the activity of refocusing the communicative attention from the time of the life story contents, i.e. the autobiographical experiences, to the time of the actually ‚here and now‘ ongoing communication and situation of the interview setting.” (ebd.)

Anfang und Schluss der Erzählung sorgen dafür, dass der Eindruck von Gestalthaftigkeit entsteht. Schütze spricht von ihr als kognitiver Figur, die das Erzählen strukturiert und die Erzählung als Geordnetes entstehen lässt (vgl. Schütze 1984, S. 102ff.). Ich will nun nicht streiten (was man kann und sollte, weil es den *methodologischen Standpunkt* klärt), ob diese Ordnung als Resultat eines Denk- und Erfahrungsprozesses oder Ergebnis von Sprachstrukturen zu betrachten ist – sicher umfasst sie im narrationsstrukturellen Ansatz beides. Vom erzähltheoretischen Standpunkt aus aber nehmen Begrifflichkeiten wie Komposition, Struktur, Gestalt, Gesamtformung, autobiographische Thematisierung, Konkordanz oder global story line „einfach nur“ auf das übergeordnete und die eingebetteten Anfang-Mitte-Schluss-Muster sowie ihr Zusammenspiel Bezug.

Einige der präsentierten Informationen werden nun graphisch dargestellt, bevor der Analyseschritt 1, die Rekonstruktion der biographischen Gesamtformung, *erzähltheoretisch* skizziert wird. Nach einer erfolgreich gestellten Erzählaufforderung (etwa: „ich würd Sie bitten, mir die Geschichte Ihres Lebens zu erzählen, alles was Ihnen wichtig ist können Sie erzählen, und Sie können sich so viel Zeit nehmen wie Sie wollen“) wird idealtypisch⁶ folgendes Muster mithilfe praktischen Wissens erzeugt:



Um der Gestalt auf die Spur zu kommen, sind Anfang und Schluss zu analysieren, die Segmente werden (vorläufig) geklammert, denn der Erzählende ist grundsätzlich

“oriented by the cognitive overall gestalt [...] of the ongoing narrative expressing her or his own life history up to now. There are two special demonstration markers for this: the introduction or preamble of the autobiographical narrative and the conclusion or coda [...] of it.” (Schütze o.J.b, S. 16)

Zwar spricht Schütze hinsichtlich des Einstiegs und Schlusses der Haupterzählung ebenfalls von Segmenten, da sie sich aber *formal* und *funktional* von den Erzählsegmenten der Mitte unterscheiden, ist hier ausschließlich von Anfang und Schluss die Rede. Um dies zusätzlich zu begründen, sei angemerkt, dass Beginn und Ende vorrangig argumentativ gestaltet sind; Schütze betont, dass gerade der Schluss ein systematischer Ort für „abstract description and self-theoretical argumentation“ (o.J.b, S. 18ff.) ist, während Riemann den argumen-

tativen Charakter des Einstiegs hervorhebt (vgl. Riemann 1986, S. 115f.; ausführlicher 5.).

Vor der Präsentation eines empirischen Beispiels bleibt festzuhalten, dass dieser Analyseschritt auf der Grundlage bereits segmentierter Texte vollzogen wird. Studierende aber wollen gerne wissen, wann welcher der drei Auswertungsschritte zu realisieren ist. Die Präambel ist schnell gefunden: am Transkriptanfang, gleich nach der Erzählaufforderung und unter Umständen im Anschluss an eine erneute, jedoch kurze gemeinsame Klärung, worum es im Interview geht. Die Suche nach dem Schluss, der Übergang zur Gegenwart in der Erzählung, gestaltet sich ad hoc schwieriger. Und weil „Rückwärtslesen“ – ausgehend von der Schlusskoda – ziemlich anstrengend ist und die Segmente früher oder später doch analysiert werden müssen, empfehle ich für gewöhnlich: erst segmentieren (siehe 4.). Dessen ungeachtet folgen nun vorab zu kontextualisierende Interviewauszüge. Es handelt sich um die Präambel sowie um einen von der Ehefrau, die während des Interviews anwesend ist, unterbrochenen Schluss. Martha Weißmann lässt ihren Mann bis zur Schlusskoda erzählen, greift dann in die bilanzierenden Ausführungen, in Phase a des Schlusses ein, Phase b entfällt, da meine Anwesenheit kurzfristig ignoriert wird – streitbedingt. Trotz dieser Einschränkungen, die das „wirkliche Leben“ so mit sich bringt, eignet sich das Material. Mein Interviewpartner, Ernst Weißmann, wurde 1923 als Kind baptistischer Eltern deutscher Herkunft in Russland geboren und (re)migrierte in den 1980er Jahren in die BRD. Auf die Intervieweröffnung hin und nach einer kurzen Klärung der Modalitäten beginnt er mit

„ich persönlich hatte, nicht ich, meine Familie hatte ein sehr schweres Leben in Russland (2)“⁷

und endet etwa anderthalb Stunden später mit

„vielleicht ist die Lunge von dem [Aufenthalt im sowjetischen Lagersystem, Thema des letzten Segments, B.G.] kaputt, ich weiß nicht, dass ich Lungenembolie jetzt hab, vier Mal gehabt und so, was weiß ich nicht, aber ich hab sehr viel gelitten, ja, so ist meine Geschichte (2), und der liebe Gott, zwei Kinder, acht Enkelkinder, eine sehr gute liebe Frau und das beste Leben, was in meinem Leben gehabt, ham wir hier in Deutschland, gleich vom ersten Tag, wir sind sehr gut empfangen, sehr gut empfangen, ich war, man sagt so im siebten Himmel, ja, () siebten Himmel bin ich Grenze überschritten () für mir existiert Russland nich, (weil se) (2) alle mich nun können ebend, M.W.: alle Leute haben ja nicht Schuld, E.W.: (äh scho), M.W.: alle Leute lei_ leiden genauso wie du, die m_ meisten, E.W.: is alles klar, is alles klar ((gereizt)).“

Mit der Setzung eingangs, die eine vorangestellte (Lebens-)Bilanz ist, ist eine Perspektive gewählt worden, die, sollte sie nicht umständlich korrigiert werden, für eine formale und inhaltliche Gestaltung sorgt. In der Präambel werden die zeitlichen Bezüge geklärt, die Haupterzählung wird sich auf das Leben vor der Auswanderung beziehen. Die Rede vom „sehr schwere[n] Leben“ kündigt an, dass in den Segmenten Leidvolles, Dramatisches, Negatives zum Ausdruck kommen wird. Zudem liegt nahe, dass die Darstellung mit Strukturen der Geschichtsschreibung sowie denen des Familien-, Sozial- oder Gesellschaftsdramas korrespondiert, denn das schwere Leben in Russland wird nicht allein für sich in Anspruch genommen, Familie wird eingeschlossen. Zu erwarten ist, dass sich Ernst Weißmann, um das „sehr schwere[s] Leben“ erzählend auszugestalten, personaler, familiärer und ggf. kollektiver Ereignisse und Erfahrungen erinnernd annimmt, die Erlittene dokumentieren. Die Fokussierung schließt die Artikulation heiterer Episoden oder positiver Karrieren aus bzw. verordnet ihnen einen marginalen Platz. Jedoch ist die temporale Struktur zu berücksichtigen: *Perfekt* – es muss etwas geben, das sich an eine dramatische Vergangenheit anschließt.

Im Schluss finden wir die Koda in Form einer buchstäblichen Wiederholung mit Auslassung (Ellipse): „aber ich hab sehr viel jelitten, ja, so ist meine Geschichte“. Hinsichtlich der thematischen Ausrichtung insgesamt bestehen kaum noch Zweifel. Auch die anhand des Anfangs gebildete Hypothese bestätigt sich. Ja, es gibt eine Fortsetzung im undramatischen Modus. Das Leben wird sprachlich halbiert, in ein Leben in Russland, dessen Qualitäten mit Hölle assoziiert sind, und ein Leben nach der Migration, das metaphorisch durch den Ausdruck „siebte[r] Himmel“ charakterisiert wird. Himmel/Hölle, Leid/Glück, Schwere/Leichtigkeit – Oppositionen strukturieren den Schluss. Das Leben und das Verhalten der Mitbürgerinnen („gleich vom ersten Tag, wir sind sehr gut empfangen“) ändern sich radikal aufgrund des Wechsels nationalstaatlicher Rahmen. Das Leben im Glück aber lässt sich absolut rafften und im Schluss platzieren, klärt der Sprecher doch gleich zu Beginn den zeitlichen und inhaltlichen Fokus. Was die Hölle Russland – auch im (christlich-)moralischen Sinn – auszeichnet, veranschaulichen die Segmente sowie die sich anschließende Streitsequenz (Ernst Weißmann ist versucht, Russland verbal zu löschen [„für mir existiert Russland nicht“], die Ankunft in der BRD erlaubt es ihm, dieser Nation endgültig den Rücken zuzukehren. Das Absolute seiner Haltung provoziert die Ehefrau, die argumentativ gegen hält ...). Ein Kommentar zum nicht ganz deutlichen Übergang vom letzten Erzählsegment zum Schluss: Die in der Interviewsituation sichtbare gesundheitliche Einschränkung – Herr Weißmann versorgt sich über medizinische Geräte mit Sauerstoff, erklärt im 1. Segment „ich muss jetzt schwer sprechen, weil ich lungenkrank bin“ – wird als mögliches Resultat des „schwere[n] Leben[s]“ in Russland zum Teil der *lebensgeschichtlichen Kohärenzstruktur*, ermöglicht den Übergang von zuvor geschilderten körperlichen Misshandlungen im Archipel GULag zur Gegenwart (der Begriff Kohärenz – ausführlich vgl. Straub 1994/95 – stellt primär auf zeitbezogene Konstruktionsleistungen im Erzählen ab, die für Zusammenhangsbildung sorgen, während Gestalt – vgl. Rosenthal 1995, 2010 – thematische und [wahrnehmungs-]psychologische Aspekte betont). Die Haltung, die dominante Perspektive auf das Leben sowie der thematische Fokus der Erzählung dürften klar geworden sein, obwohl *fast ausschließlich*, abgesehen vom Beginn eines Streits unter Eheleuten, knappen Kontextinformationen und einem Segmentverweis, Anfang und Ende betrachtet wurden. „In Russland und in der UdSSR musste ich bzw. meine familiäre/kollektive Bezugsgruppe aufgrund der nationalen Herkunft das leidvolle Leben von Nichtzugehörigen führen; körperliche und seelische Grausamkeiten eingeschlossen“ – so ließe sich die „story-line“ zusammenfassen (für ausführliche Analysen vgl. Griesse 2007). Die geschilderten Episoden (Segmente) werden sich in diese thematischen Vorgaben und anklingenden gattungsförmigen Bezüge (Gesellschaftsdrama/Geschichtsschreibung) „einfügen“, orientiert sich die Erzählung an den Regeln der Komposition.

3 Segmente

Um in das Segmentieren einzuführen, sind vor allem die Anmerkungen zu den Anfang-Mitte-Schluss-Strukturen im Sinn zu behalten und zu vertiefen. Kommunikationstheoretisch betrachtet folgt das Erzählen der Regel thematische

Übergang von Schlüssen zu Anfängen organisieren, sowie Bilanzen oder Theoretisierungen, die vor allem den Schluss charakterisieren, diskutiert (vgl. u.a. Schütze 1984, S. 79; 1983, S. 286; 1987, S. 99). Da wir *praktisch* über dieses Regelwissen verfügen, kommt es nicht selten vor, dass Interviewer genau an den Stellen, an denen ein Segment geschlossen wird, durch „hmhm“ oder „aha“ signalisieren, dass sie den Ausführungen und ihrer Struktur folgen; leider liefert aber nicht jede Intervieweräußerung Hinweise. Bezüglich des Sprecherwechsels kann, wie bei Sprechpausen oder Rahmenschaltelementen, von vagen, keinesfalls jedoch zu vernachlässigenden Indikatoren gesprochen werden (am gleich vorgestellten empirischen Material ist zu erkennen, dass die Interviewerin den Anfang und einzelne Detaillierungen begleitet). Treffender ist es, den Segmentanfang als Sprechakttyp zu klassifizieren, konkret: als *kommissiven Akt* (vgl. Searle 2001, S. 177). *Die Sprecherin legt sich mittels Ankündigung auf den Inhalt der nachfolgenden Äußerungen bzw. der eigenständigen Teilgeschichte fest*, verpflichtet sich quasi selbst (zum Ankündigungscharakter vgl. Schütze 1987, S. 107, 115f., zweifelsfrei gelten diese Erwägungen auch für die Präambel). Im Prinzip genügt das entfaltete Regelwissen, um (einfache) Segmente im Transkript zu finden. Ein Beispiel:

„A.B.: und ähm ja ansonsten, was meine Kindheit betrifft, ähm mal um das Pferd von hinten aufzuzäumen ((lacht)), ähm ja also, ich hatt ne schöne sehr schöne Kindheit, durfte eigentlich so gut wie alles, soweit ich mich zurück erinnern kann, I.: hm, A.B.: meine Eltern waren sehr kulant, meine Großeltern, meine Großeltern sind so quasi meine zweiten Eltern, wenn man so möchte, weil ich sehr sehr viel Zeit ähm, wo ich klein war, bei ihnen verbracht habe, I.: hm, A.B.: manchmal die kompletten, damals noch acht Wochen Sommerferien, I.: hm, A.B.: oder auch mal sechs ähm ja, dann haben wa im Garten gespielt, Verstecke gespielt, und äh ähm ja da gab_s noch so_ne kleine gusseiserne Wanne aus ganz früheren Zeiten, wo meine Großeltern noch Kinder waren, I.: hm, A.B.: und da haben wir uns immer reingesetzt, da hatten wa mal reingepasst, war ganz witzig, da haben sie die immer voll gemacht im Hochsommer, haben darin gebadet auf der Wiese, I.: hm, A.B.: oder sind nackig als Kinder über den Rasen gerannt und ähm ja unsre Großeltern haben uns dann mit nem Gartenschlauch nass gespritzt und oder war ich war auch ganz oft mit ihnen im Urlaub gewesen, haben mich ganz oft eingeladen, also es war echt ne sehr schöne Zeit“.

Ein Segmentanfang zeichnet sich durch *eine (neue) zeitliche Markierung*, *eine thematische Setzung* und *eine Haltung* aus, es wird festgelegt, worum es in der Detaillierung und im Schluss gehen soll. Der Anfang im Beispiel sieht folgendermaßen aus: „was meine Kindheit betrifft, [...] ich hatt ne schöne sehr schöne Kindheit“. Wir erfahren in der Ankündigung, dass es um einen bestimmten lebensgeschichtlichen Abschnitt gehen wird (zeitliche Markierung: Kindheit), der zugleich das Thema birgt (Kindheit), das unter positiven Vorzeichen rekapituliert werden soll (Haltung: „sehr schön[e]“). Die sich anschließenden Ausführungen können als Mitte, Detaillierung, als Belege gelesen werden, welche die eingangs präsentierte Haltung, die temporale Struktur und das Thema bestätigen und ausführen. Ein genauer Blick zeigt, dass sich der Ankündigung eine erste Präzisierung („durfte eigentlich so gut wie alles“) anschließt, die von einem metakommunikativen bzw. -reflexiven Kommentar bezüglich des Erinnerns abgelöst wird („soweit ich mich zurück erinnern kann“), dem Detaillierungen folgen. Ebenfalls metakommunikativ ist der eingeschobene Kommentar „ähm mal um das Pferd von hinten aufzuzäumen ((lacht))“ in der Ankündigung. Was den Umgang mit der Segmentmitte in der *formalen* Analyse betrifft, ist auf die *pragmatische Brechung* zu verweisen (vgl. Schütze 1984, S. 113). Es geht in diesem Arbeitsschritt nicht darum, den Inhalt nachzuerzählen; erst aus wissenschaftlicher Perspektive wird die Mitte ausführlicher in Rechnung gestellt (vgl. 4.). Es wäre also vorläufig nur auf positiv erlebte (Frei-)Räume in der (Groß-)Familie zu verweisen. Der Schluss stellt ein Wiederaufgreifen der Ankündigung in Form der Ellipse dar („also es war echt ne sehr schöne Zeit“) und beendet die Ge-

schichte im Zeit- und Themenfeld „schöne Kindheit“. Segmentieren ist also weder ein Geheimnis noch besonders kompliziert – vorausgesetzt die Annahmen von der Regelmäßigkeit des Sprechens werden bis auf weiteres akzeptiert (im Interview mit Herrn Weißmann sind ja bereits Modifikationen aufgetaucht, wenngleich an anderer Stelle) und es wird geübt. Der Alltag ist von diesen Regeln durchzogen: Wenn Sie Lust haben, hören Sie der Sportkommentatorin einmal wörtlicher zu, beobachten Sie sich oder Ihr Gegenüber, wenn Sie im Alltag Geschichten austauschen (was Sie definitiv nicht mit jedem tun), oder lesen Sie die ausgezeichnete Abhandlung Detkas (2005).

4 Identitätstheoretische Annahmen im narrationsstrukturellen Ansatz

Es ist nun allerhöchste Zeit, einige identitätstheoretische Konzeptionen einzuführen. Grundsätzlich schließt die Analyse der *Haltung* im narrationsstrukturellen Verfahren an die *Prozessstrukturen der Erfahrungsaufschichtung* an. Eine zentrale These Schützes lautet: *Die menschliche Erfahrung ist sozial strukturiert* – dass sie dies ist, bleibt den Menschen, einerlei, ob sie Erfahrungen machen oder narrativ rekapitulieren, zumeist verborgen (vgl. Schütze 1999, S. 232). Vier Prozessstrukturen werden unterschieden:

- „institutionelle[n] Ablaufmuster[n] und -erwartungen des Lebensablaufs
- Handlungsschemata von biographischer Relevanz
- Verlaufskurven
- Wandlungsprozesse[n]“ (Schütze 1981, S. 67, 1984, S. 92ff.).

Die erste Prozessstruktur verschränkt sich mit lebenslauftheoretischen Überlegungen. Unter Institutionalisierung des Lebensablaufs (vgl. Luckmann 2006, S. 23f.) verstehen Fischer-Rosenthal und Kohli die soziale Produktion „objektive[r] Ablaufprogramme des Lebens“ (1987, S. 42), die sich auf „autobiographische[r] Gebilde (Texte)“ (ebd., S. 46) beziehen lassen. Die im Alltag natürlich erscheinende, nichtsdestotrotz sozial konstruierte Institution Lebensablauf (vereinfacht: schulische/berufliche Entwicklungspfade, Familienzyklusmodelle, soziale Karrieren im weitesten Sinne) ist mit gesellschaftlichen Erwartungen verwoben, an denen der Einzelne scheitern oder denen er entsprechen kann – auf diese Weise strukturiert diese Institution biographische Erfahrung(-srekapitulation)en mit. Biographische Handlungsschemata zeichnen sich durch ihren intentionalen Charakter aus, verschränken sich mit Entscheidungen, Absichten und Plänen: „Der Erfahrungsablauf“ besteht „in dem erfolgreichen oder erfolglosen Versuch, sie zu verwirklichen“ (Schütze 1984, S. 92). Ihr Scheitern aber, das u.a. durch Probleme (z.B. Schwierigkeiten mit der Vorgesetzten), gesellschaftliche Ereignisse (beispielsweise Krieg) oder kritische Lebensereignisse (etwa eine Erkrankung) bedingt sein kann, kann zu Erleidensprozessen führen, die mithilfe der Verlaufskurve gefasst werden. Erfahrungen werden dann im Modus Passivität, Leiden, Trauer, Erdulden, Ausgeliefertsein gemacht bzw. sprachlich (re)präsentiert. Wandlungsprozesse treten in Erscheinung, lösen die vorgestellten Prozessstrukturen einander ab, was dramatisch oder undramatisch, all-

mählich oder plötzlich vor sich gehen kann (vgl. Schütze 1981, S. 106f.). In ihrem Verlauf etablieren sich neue Formen des Empfindens, Denkens und Handelns (vgl. Schütze 2001, S. 143) – die *strukturellen Erfahrungsgrundlagen* aber bleiben unberührt. Intensiv hat sich Schütze mit Erleidenprozessen beschäftigt, deren Verlauf er in sieben „Stadien und Mechanismen“ gliedert:

1. Sukzessiver Aufbau eines „*Verlaufskurvenpotential[s]*“, das auf „Widrigkeiten“ der alltäglichen Lebensgestaltung und eine „biographische Verletzungsdisposition“ zurückzuführen ist (z.B. Schwierigkeiten in der Schule, im Beruf, im Bereich der sozialen Beziehungen, gesundheitliche Probleme);
2. Grenzüberschreitung und Aktivierung des Verlaufskurvenpotenzials, Verlust der Fähigkeit, den Alltag gemäß selbstformulierter Ziele/Interessen zu gestalten, Schock-/Verwirrungs-/Desorientierungserfahrungen;
3. Aufbau eines „*labilen Gleichgewichts* der Alltagsbewältigung“, allerdings bleiben das Lebensarrangement und der Alltag instabil, da die Schwierigkeiten weiterhin ungelöst sind und das biographische Handlungsschema nicht greift;
4. „*Entstabilisierung* des labilen Gleichgewichts der Alltagsbewältigung“, erneute Grenzüberschreitung aufgrund der ungelösten Probleme und der Anstrengungen, ein Gleichgewicht zu halten, wiederholte Desorientierungserfahrungen, Folgeprobleme/Problemverkettung, „Überfokussierung“ eines Problemaspekts;
5. „*Zusammenbruch der Alltagsorganisation und der Selbstorientierung*“, Problemhäufungen, Abschied von Lebenserwartungen, Zweifel am normalen Funktionieren der Alltagswelt, Vertrauensverlust, was das eigene Verhalten sowie die Welt- und Selbstsicht betrifft, dasselbe gilt für den Blick auf die für das Leben bedeutungsvollen anderen, fortschreitender Verlust der Handlungsfähigkeit im Alltag, Hoffnungslosigkeit;
6. Bemühung einer „*theoretischen Verarbeitung*“, Suche nach Erklärungen, neuen Interpretationen der Lebenssituation: „die theoretische Verarbeitung kann authentisch, d.h. seitens der Betroffenen selbstgeleitet sein, [...] oder sie kann aus einer schablonenhaften Übernahme fremder Erklärungen bestehen, ohne dass eine wirkliche erlebnisspezifische biographische Durcharbeitung der Verlaufskurvenprobleme seitens der Betroffenen stattgefunden hätte“;
7. „*praktische Versuche der Bearbeitung und Kontrolle der Verlaufskurve*“, Be- bzw. Verarbeitung, Flucht aus der derzeitigen Lebenssituation, Neuorganisation des Lebens. (Schütze 1999, S. 215f., Hervorhebungen im Original)

Mitnichten werden sämtliche Stadien zwangsläufig durchlaufen: So kann Stadium 2 in eine theoretische Verarbeitung übergehen, ein labiles Gleichgewicht gehalten werden usw. Über die Dauer einzelner Stadien oder konkrete Verläufe lassen sich jenseits konkreter Lebensgeschichten keine Aussagen treffen. Ein Wechsel der Prozessstrukturen in der Erzählung aber zeigt *Identitätsveränderungen* an.

Das zuvor untersuchte Segment im Blick, lässt sich von einer positiven Haltung sprechen, indessen kann nur auf das institutionalisierte Ablaufmuster geschlossen werden, da angenommen wird, dass die Prozessstrukturen in unserem Kulturkreis in etwa mit dem Schulbeginn voll greifen. Interpretativ ließe sich schließen: Ich habe einen guten Start ins Leben gehabt. Geht es allerdings um die (sozial)psychologische Rekonstruktion von Identität bzw. um identitätsbildende Erfahrungsaufschichtung, darf die *Wissensanalyse* nicht vergessen wer-

den, welche einen Vergleich der geschilderten Handlungsvollzüge/Interakte (Erfahrungen) mit den dazugehörigen, im argumentativen Modus gehaltenen Passagen vorsieht, um „Orientierungs-, Verarbeitungs-, Deutungs-, Selbstdefinitions-, Legitimations-, Ausblendungs- und Verdrängungsfunktion[en]“ (Schütze 1983, S. 287) zu untersuchen. Dieser Vorgang schließt die Frage nach Form und Inhalt der theoretischen Erfahrungsrekapitulation ein, die auch als *biographische Arbeit* bezeichnet wird (vgl. Schütze o.J.a, u.a. S. 10, 12, 13). Es geht um die Analyse der theoretischen Be- bzw. Verarbeitung von Erfahrungen, Situationen, Lebenslagen oder -abschnitten, wie sie problemorientiert bereits im Stadienmodell (6, 7) anklang. Dieser Analyse-schritt schließt linguistisches Wissen ein, das gleich ausführlicher vorge-stellt wird, ein erster Eindruck soll jedoch vermittelt werden. Die im argu-mentativen, erklärenden Modus gehaltene Aussage „meine Großeltern, meine Großeltern sind so quasi meine zweiten Eltern, wenn man so möchte“ weist eventuell auf problematische Besonderheiten der familialen Situation hin (die im Segment nicht ausgeführt werden), die in Opposition zur Gestaltung des Segments und zur Haltung („schöne Kindheit“) stehen *können*. Auffällig ist je-denfalls, dass die „ersten Eltern“ ausschließlich in der Ankündigung erwähnt werden, erzählt wird nicht von ihnen. Auch provoziert die Argumentation in Form der eingeschobenen Erklärung bezüglich des Erzählens/Erinnerns ein Aufmerksamwerden („ähm mal um das Pferd von hinten aufzuzäumen ((lacht))“): Wird lediglich etwas expliziert, was genauso gut praktisch bzw. unkommentiert funktionieren würde, nämlich die Anforderung, in der Zeit zurückzugehen, qua-si „von hinten“ anzufangen? Oder bezieht sich die Aussage auf die Haltung? Und was die Lebensgeschichte Ernst Weißmanns anbelangt: Verlaufskurven-strukturen dominieren die Erzählung, von einer Wende zeugt allein der Schluss. Die „Flucht“ aus der ehemaligen UdSSR und der „endgültige Abschied“ von die-ser Lebensphase mit ihren (nationalen) Akteuren – so sind die Kommentare, die die Reaktion seiner Frau provozieren, wohl zu lesen – führt zur Verlaufskur-venkontrolle, auf der Ebene einer authentischen Verarbeitung sind einzelne Er-fahrungen wahrscheinlich unbearbeitet, unbearbeitbar im Sinne einer physi-schen Gesundung (Lungenembolie/Krankheit), psychisch vielleicht bearbeitbar in Form der Trauer, der Reflexion. Abschließende Antworten aber können gene-rell nur auf der Basis einer Analyse der gesamten Erzählung gegeben werden.

Gehen wir davon aus, dass die idealtypische Beschreibung von Segmenten korrekt ist, und nehmen ferner an, dass Identitätsveränderungen an einen Wechsel der Prozessesstrukturen gebunden sind, dann müssen die Haltungen, die sich im Segmentanfang/-ende zeigen, einer sozialpsychologischen Betrachtung unterzogen werden, dies gilt ebenso für den Anfang und den Schluss der Erzäh-lung. Prinzipiell müssen, um wissensanalytisch zu arbeiten, *theoretische bzw. moralische Aspekte der Selbst- und Weltsicht* (zu Moral im Kontext Identität vgl. Straub 1994/95; Tugendhat 2001; Edelstein/Nunner-Winkler/Noam 1993), die sich in argumentativen Passagen spiegeln, untereinander und zu den Detaillie-rungen ins Verhältnis gesetzt werden (vgl. auch Wohlrab-Sahr 2002, S. 7; Rie-mann 1986, S. 152), da nur so auf Verarbeitungsformen geschlossen werden kann. Schütze spricht im Fall dargestellter „Erfahrungsstücke“ (erzählen/be-richten) von einem *analogen Darstellungsprinzip* und folgert, dass hier eine *Ho-mologie* zwischen dem Erzählstrom und der ehemaligen Erfahrung vorliegt, während es sich bei Argumentationen – bei Anfängen/Schlüssen, eingeschoben-ten Erklärungen etc. (auch *Resymbolisierungen, Kategorien* oder *Prädikate*) –

um *digitale* Darstellungsmodi handelt (vgl. Schütze 1984, S. 78f.), die wissenschaftlich zu befragen sind⁸. Anders formuliert: In der Segmentmitte finden sich die konkretesten Spuren im Hinblick auf gemachte *Erfahrungen*, die ohne Argumentation(en) jedoch unvollständig wären (vgl. Detka 2005, S. 363, Anm. 3). Was sich analysieren lässt, sind die Passungen einzelner Argumentationen untereinander sowie die Passungen zwischen Erfahrung(en) (Mitte), Ankündigung (Anfang) und gezogenem Schluss (Ende) unter Berücksichtigung der Prozessstrukturen. Letztlich zeugen die in einer Stegreiferzählung liegenden Strukturen laut Schütze eben *nicht* primär von der Interaktion in der Interviewsituation, sondern von der *Erfahrungsaufschichtung* sowie der aktuellen Haltung des Sprechers (vgl. Detka 1984, S. 79f.; 1987, S. 109). Psychologische Deutungen aber beruhen im narrationsstrukturellen Ansatz *notwendig* auf erzähl- und kommunikationstheoretischen bzw. linguistischen Analysen (vgl. Schütze 1987, S. 56f.; zur Sprachgebundenheit wissenschaftlicher Rekonstruktion in der qualitativen Forschung im Allgemeinen Luckmann 2006), hier setzt das eingangs als „zweite Hermeneutik“ bezeichnete Verfahren an. Und so ist es kein Wunder, dass Anfänger bezüglich diverser Begrifflichkeiten dann und wann irritiert sind; klar wird vielleicht auch, warum der Wunsch nach einem Glossar enttäuscht werden muss. Hingegen beruht die Wissensanalyse auf linguistischen bzw. erzähltheoretischen Fundamenten, die spätestens angesichts der Beschäftigung mit den HGK genauer zu behandeln sind.

5 Hintergrundkonstruktionen (HGK)

HGK sind Bestandteil von Segmenten, für ihre Analyse ist es vorteilhaft, weiteres praktisches in diskursives Wissen zu überführen – und wieder einmal mit Bezug auf die Anfang-Mitte-Schluss-Struktur(en). Ganz allgemein können Sprecherinnen auf drei Formate zurückgreifen, um *Sachverhalte* auszudrücken: Sie können argumentieren, berichten oder erzählen (ausführlich vgl. Kallmeyer/Schütze 1977). Diese Darstellungsmodi kommen im Interview zur Anwendung und stehen, wie sollte es auch anders sein, als meist unreflektiertes Alltagswissen zur Verfügung (vgl. Schwitalla 1997, S. 18). Aus linguistischer oder philosophischer Warte ließen sich nun nahezu endlos Diskurse entfalten, doch will ich es kurz halten. In Argumentationen scheint die Zeit stillzustehen (vgl. Lucius-Hoene/Deppermann 2004, S. 141), es wird reflektiert, erklärt, kommentiert, bewertet, bilanziert, geschlossen, theoretisiert, angekündigt, metakommuniziert, auf in der Zeit Abgelaufenes oder Gegenwärtiges draufgeschaut. „Werteinstellungen und Weltbilder“, „Eigentheorien und Erklärungsmodelle“ (Roesler 2001, S. 39) werden in diesem Modus artikuliert. Diese sprachlichen Tätigkeiten, die (Alltags-) Theorie voraus- und umsetzen (vgl. Rehbein 1994, S. 25), durchziehen unsere Kommunikation, verweisen nicht allein auf Mathematik, Logik oder Philosophie – genau genommen können sie auch „nur“ für Inhaltsangaben sorgen (vgl. Atayan 2006, S. 17ff.). Der Bericht hingegen erlaubt die Artikulation von *Vorgängen* und *Prozessen* in der Zeit (vgl. Krause 2000, S. 34). Schütze erwähnt den epochal-raffenden Darstellungsmodus: Große Zeiträume und in ihnen stattgefundene Ereignisse werden chronologisch rekapituliert, Geschehnisse knapp behandelt (vgl. Schütze 1984, S. 89f.). Der Modus Bericht wird des

Weiteren benötigt, um Situationen zu beschreiben. Die Grenze zwischen berichten/erzählen verläuft üblicherweise entlang der Frage, ob „Redewiedergaben aus vergangenen Kommunikationssituationen“ (Gülich 1986, S. 56) vorliegen (Selbstgespräche können ebenfalls narrativ rekapituliert werden). Der Bericht tendiert dann in Richtung Erzählen, geht es um Situationsbeschreibungen, die eine Szene plastisch erscheinen lassen. Schütze bezeichnet Erzählen und situations-/ereignisbezogenes Berichten als „szenisch-dramatischen“ Darstellungsstil (vgl. Schütze 1984, S. 90). Ein Blick zurück auf das Segment zeigt, dass die Mitte berichtend gehalten ist: Punktuell „sieht“ man, wie die Großeltern „handeln“, wie das Kind „handelt“ (zur Als-ob-Handlung vgl. Dausien 1996, S. 108), was es erlebt, wenn es bei sonnigem Wetter unbekleidet über den Rasen läuft und sich zwischendurch am kühlen Nass erfreut (szenisch), dies gilt nicht für die Detaillierung „ich war auch ganz oft mit ihnen im Urlaub“, die dessen ungeachtet zur Mitte gehört und ebenfalls in Berichtsform (raffend, aufzählend) gehalten ist. Erneut sind Schlüsse im Hinblick auf die Segmentstruktur möglich:

- Anfang, ankündigen, *argumentieren*
- Mitte, detaillieren, *berichten/erzählen*
- Schluss, schließen, *argumentieren* (ähnlich Schütze 1987, u.a. S. 107, 209f., Anm. 1)

Diese idealtypisch zu denkende Struktur spiegelt sich natürlich auch in der Haupterzählung:

Anfang, ankündigen, *argumentieren*

Segment 1, berichten/erzählen (außer in der Ankündigung/im Schluss)

Segment 2, berichten/erzählen (außer in der Ankündigung/im Schluss)

Segment X, berichten/erzählen (außer in der Ankündigung/im Schluss)

Schluss, je nachdem wie detailliert bilanzierende Rückblenden ausfallen auch berichten/erzählen, vorrangig jedoch *argumentieren*

Ein analytische Sicht auf die Anfang-Schluss-Struktur der Erzählung Ernst Weißmanns würde ergeben: Hier wird *argumentiert*. Generell enthalten

„Stegreiferzählmaterialien eigener Erlebnisse [...] zumindest spurenweise auch die eigentheoretischen Anstrengungen des Erzählers, sich den Charakter, die Hintergründe und die Konsequenzen des Geschehensablaufs und der eigenen Beteiligung daran klar zu machen [argumentieren, B.G.]. Der Erzähler tritt an regelmäßig dafür vorgesehene Stellen, aber auch nach besonders aufwühlenden und ungewöhnlichen Darstellungspassagen, vom reaktivierten Strom der Erfahrungsaufschichtung zurück [also vom Berichten/Erzählen, B.G.] und versucht, Phasen des Ereignisablaufs insgesamt zu überblicken [argumentieren, B.G.]“ (Schütze 1987, S. 45).

Was ist nun eine HGK? Schütze definiert HGK als sprachliche Unordnungsphänomene, die in mündlichen Erzählungen ziemlich regelmäßig anzutreffen sind (vgl. Schütze 1987). Bezogen auf autobiographische Stegreiferzählungen ließe sich überspitzt formulieren: Argumentationen haben in der Mitte nicht viel zu suchen, tauchen sie dennoch auf, ist ihnen Aufmerksamkeit zu schenken. Expandieren, überwiegen Argumentationen in Segmenten, haben wir es möglicherweise mit „Thematisierungsbarrieren“ zu tun, mit „Ausblendungs- und Abfälschungsantriebe[n]“ hinsichtlich „schmerzhafter seelischer Verletzungen“ oder mit „Gefühlen der Verstricktheit in schwerwiegende Schuld“ (ebd., S. 44; vgl. ferner Riemann 1987, u.a. S. 89, 101, 126ff., 196f.). Der strukturell vorgesehene Ort für Argumentationen ist die Vorkodaphase, nicht die Mitte. Dies

schließt auch die Segmente ein: Zwar wird ein- und ausgangs argumentiert, allerdings sollten die argumentativen Auslassungen hier knapp ausfallen. Dass Präambeln ebenso wie Segmentanfänge vor allem Ankündigungscharakter besitzen, also unter funktionalen Gesichtspunkten kurz ausfallen können/sollten, wurde bereits erörtert. Argumentationen tauchen dann gehäuft auf, wenn Aspekte der *Moral* oder *Normalität*, Fragen der *Schuld* und *Verantwortung* zur Disposition stehen – in diesen Fällen wird argumentiert, nicht erzählt (vgl. Riemann 1986, S. 134). Riemann beobachtet zudem, dass „unterschiedliche[r] praktische[r] Erklärungen“ für lebensgeschichtliche Themenbereiche, die mit Scham, Verantwortung oder Schuld verknüpft sind, im Erzählen entwickelt werden können, Erklärungen, die „in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander stehen und [...] Widersprüche [s]einer theoretischen Verarbeitung sichtbar werden lassen“ können (ebd., S. 135). Sprachliche Phänomene, die dazu beitragen, Themen, die der „Tendenz ‚auszufern‘“ unterliegen, zu „kondensieren oder aufzuschieben“ oder die „Irritationen der Erzähllinie“ verhindern (ebd., S. 141) werden ebenfalls als HGK bezeichnet. Sie tragen auch zur „Ergebnissicherung“ des Präsentierten bei, liefern Hinweise auf Bedingungskonstellationen (vgl. Riemann 1987, S. 83, 85, 226), gelten als „Rückblenden“, in denen „Informationen nachgeschoben“ werden, die angesichts der „Wende der Ereignisse erklärungsbedürftig“ sind (vgl. u.a. ebd., S. 88, 122, 264f., 400ff., 460ff.; 1984, S. 124ff.).

Die These, dass HGK etwas mit (zu ausführlichen) Argumentationen an strukturell auffälligen Stellen zu tun haben und hier unterschiedliche Funktionen übernehmen, stellt nur punktuell zufrieden, wenngleich klar geworden sein dürfte, dass folgende Sprachphänomene im Zuge einer strukturellen Beschreibung wissensanalytisch nachdrücklich bearbeitet werden (selbstverständlich werden Argumentationen ein- und ausgangs immer ins Verhältnis zur Mitte gesetzt):

- Anfang, **extensiv** argumentieren
- Mitte, berichten/erzählen, (extensiv) **argumentieren**, berichten erzählen
- Schluss, **extensiv** argumentieren

Einige weiterführende Überlegungen sind dem Fachdiskurs zu entnehmen. Konsensuell werden Verletzungen der chronologischen Ordnung als HGK bezeichnet. Konkret wird Riemann, der, ein konkretes Interview vor Augen, ausführt:

„sie [die Erzählerin, B.G.] unterbricht ihren Haupteerzählstrang und führt etwas ein, das [zuvor, B.G.] passiert war. Dieses Phänomen wird in der von mir angewandten Methode narrativer Analyse als Hintergrundkonstruktion [sic!] [...] bezeichnet. Die vergleichende Analyse von Stegreiferzählungen über persönliche Erfahrungen führt zu der Einsicht, dass solche Hintergrundkonstruktionen [sic!] (selbstkorrigierende Mittel, die oft mit Äußerungen wie ‚Oh, ich habe vergessen, dass‘ oder ‚Ich muss hinzufügen‘ [...] beginnen und die immer ordentlich abgeschlossen werden, bevor die Erzählerin [...] zu ihrer [...] Kernerzählung zurückkehrt) etwas über den unangenehmen Gehalt früherer Erfahrungen eröffnen, aber auch darüber, dass die Erzählerin oder der Erzähler weiterhin Schwierigkeiten hat, diese Erfahrungen zu verarbeiten. Anderenfalls hätte sie oder er sie in der Kernerzählung nicht ursprünglich ausgelassen“ (o.J., S. 101, vgl. ferner Riemann 1987, S. 122ff., 1984, S. 126).

Im Prinzip können derartige HGK als in die Mitte eingeschobene Argumentationen systematisiert werden, die der Beschreibung Riemanns zufolge zunächst den Charakter eines einleitenden metakommunikativen Kommentars („Oh, ich habe vergessen, dass“) annehmen (sie müssen dem nicht entsprechen, s.u.), dem

Detaillierungen sowie ein Schluss folgen. Graphisch sieht ein Segment mit einer HGK dieser Art folgendermaßen aus:

- Anfang, argumentieren
- Mitte, berichten/erzählen
- **HGK: Anfang** (chronologischer Bruch), *argumentieren*, **Mitte**, *berichten/erzählen*, **Schluss**, *argumentieren*,
- Mitte, berichten/erzählen
- Schluss, argumentieren

Biographische Informationen werden nicht an der temporal vorgesehenen Stelle präsentiert, sondern „nachgereicht“. Auch Schütze erläutert derartige Strukturen:

„Szenische Darstellungen sind auffällig häufig auch in *elaborierte narrative Hintergrundkonstruktionen* [sic!] innerhalb selbstständiger Erzählsegmente eingebettet. Sie repräsentieren dann für den Biographieträger [den Erzähler, B.G.] wichtige Ereignisabläufe auf dem inhaltlichen (aber nicht formal ausgewiesenen!) Relevanzniveau der dominanten, die selbstständigen Erzählsegmente aufreihenden Erzählkette – Ereignisabläufe, die zunächst wegen einer thematischen Überfokussierung [...] auf die Ereignislinie der dominanten Erzählkette ausgeblendet wurden bzw. aus Gründen traumatischen Vergessens oder interessengebundener Selbstverschleierung zunächst im Erzählvorgang unbewußt oder auch intentional übergangen werden“ (1984, S. 101, Hervorhebungen im Original).

Einerseits wird mithilfe der Bezeichnungen Haupterzählstrang und Kernerzählung respektive rezessive Erzähllinie bzw. HGK (vgl. Schütze 1984, u.a. S. 85ff.) erzähltheoretisch auf diese Darstellungsstrukturen hingewiesen, andererseits eröffnen sich hier Optionen für identitätstheoretische bzw. psychologische Interpretationen. Neben der Störung chronologischer Ordnung führt Riemann weitere Darstellungsphänomene an, die sich psychologisch deuten lassen:

„[...] komplizierte, schmerzhaft, mit dem Bewusstsein von Scham oder Schuld verbundene, für die Betroffenen schwer zu durchschauende und an den Rand des Bewusstseins gedrängte Erfahrungen [können] zum Vorschein [kommen] – in sprachlichen und parasprachlichen Phänomenen wie Erzählabbrüchen, Verzögerungspausen, bestimmten Intonationskonturen, Hintergrundkonstruktionen [sic!] (die zur Plausibilisierung notgedrungen eingeführt werden müssen), elaborierten Präkodaphasen, dem Absinken des Narrativitätsgrades bei heiklen Gegenstandsbereichen und der Einführung höherprädikativer Kategorien [...], die dazu dienen, bestirnte [sic!] Erinnerungen abzuschwächen und zu umgehen“ (1986, S. 117).

Die Auslegung von HGK greift unterschiedliche Themen auf: von der Verdrängung über die Schuld, der Verleugnung oder Scham bis hin zu seelischen Verletzungen und Traumata (vgl. auch Schütze 1996, S. 198). Sind die bislang entwickelten Annahmen korrekt, dann sind mithilfe struktureller Beschreibungen beispielsweise Traumatisierungen – jenseits klassisch psychologischer Interpretationsvorgänge (vgl. etwa Kraft 2008; Dörr 2004; Frommer 2007, der sich um eine Verzahnung rekonstruktiver Forschungs- und psychologischer Ansätze bemüht) – analysierbar. Theoretisch spricht einiges dafür: So erinnert Winter daran, dass sich Trauma im fragmentarischen, nichtlinearen Erzählen oder in Wiederholungszwängen äußern können (vgl. Winter 2007, S. 171ff.; zu Wiederholungen vgl. ebenso Riemann 1987, S. 229). Rippl, die in ihren literaturwissenschaftlichen Analysen an Winter anschließt (vgl. Rippl 2007, S. 186f., 189), argumentiert, dass die klassisch-ästhetischen Ideen Ganzheitlichkeit/Geschlossenheit in diesen Erzählungen an Kraft verlieren. Auch der riemannsche Hinweis auf

Besonderheiten der Intonation wird psychologisch als Indikator im Kontext Traumatisierung gewertet (vgl. Deppermann/Lucius-Hoene 2005). Auf der Grundlage der Verlaufskurve könnte dem Umstand Rechnung getragen werden, dass Traumadarstellungen mit einer verminderten „Agency“ und einer Täter-Opferkonstellation in der Erzählung einhergehen (vgl. ebd., S. 65).

Thoma, die sich mit Darstellungsstrukturen im Kontext sexueller Gewalterfahrungen beschäftigt, moniert, dass linguistische und erzähltheoretische Reflexionen im Themenfeld Traumatisierung Mangelware seien (vgl. Thoma 2005, S. 12, Anm. 1). Meines Erachtens wäre es sinnvoll, würden Psychologie und narrationsstrukturelles Verfahren näher aneinander rücken, als es zum gegenwärtigen Zeitpunkt der Fall ist. Vom besonderen Augenmerk, welches HGK bzw. Argumentationen in Erzählungen gewidmet wird, kann auch die Psychologie profitieren, derweil es in der Biographieforschung klarer werden könnte, auf welches psychologische Phänomen wann geschlossen werden kann. Noch einen Moment beim Thema zu verweilen lohnt sich aber, denn die in der Biographieforschung (und in der Sozialen Arbeit) kursierende Idee von der Heilsamkeit des Erzählens hat etwas mit Sprachregeln zu tun; Schütze selbst spricht von therapeutischen Effekten:

„Es ist aber denkbar – und schon des öfteren beobachtet worden –, daß die theoretische Verarbeitung narrativ explizit gemachter traumatischer Erfahrungszusammenhänge und -passagen, die an den dafür vorgesehenen ‚Systemstellen‘ für biographietheoretische Kommentare vorgenommen wird, zu einer Festlegung stabiler, konsistenter Beziehungen zwischen einzelnen Erzähllinien führt. Die entsprechenden, für diese traumatischen Erlebnisbereiche zuständigen opaken Bereiche der autobiographischen Thematisierung können damit für eine selbständige und aktive biographietheoretische Reflexion und den Aufbau einer konsistenten Identitätskonzeption zurückgewonnen werden. (*Darin besteht die mögliche „therapeutische“ Wirkung autobiographischer Stegreif-erzählungen*)“ (1984, S. 108, Hervorhebungen im Original).

Vielleicht argumentiert er auf der Basis einer strukturellen Vorstellung, die der letzten graphischen Illustration im Text ähnelt, ganz gewiss jedoch vor dem Hintergrund der Idee, dass Heilsamkeit etwas damit zu tun hat, dass dem Erzählen die Möglichkeit innewohnt, sich via Reflexion von sprachlich rekapitulierten Handlungen oder Ereignissen im Sinne von Erfahrungen zu distanzieren und diese so argumentativ zu be- oder verarbeiten (vgl. auch Schütze 1987, S. 138ff.; Bruder 2003, S. 16). Doch von vorrangig theoretischen Erörterungen soll es nun zur Betrachtung empirischer Daten übergehen.

In den folgenden Analysen werden segmental ausgebaute HGK mit chronologischem Bruch fokussiert. Generell ist festzustellen, dass mehrere HGK dieser Art in einem Segment auftauchen können (sie können sich auch ineinander verschachteln, was hier nicht dokumentiert wird). Um die formale Analyse abzukürzen, werden Ankündigungen und Schlüsse nachstehend kursiv gesetzt und in Klammerkonstruktionen kommentiert (fett). Die in die Mitte eingelassenen Argumentationen, die den angeführten Strukturmerkmalen nicht entsprechen, werden ignoriert – der Übersichtlichkeit halber. Anzumerken ist zudem, dass ich keine psychologische Ausbildung besitze, weshalb ich mir den Rat von Riemann besonders zu Herzen nehme, bei der psychologischen Deutung von Sprachstrukturen „Schnellschlüsse [...] zu vermeiden“ (o.J., S. 10). Zum besseren Verständnis: Patrick Kramer benötigt, wie er es ausdrückt, „vier Räder“, um sich „fortzubewegen“, und wuchs, wie er darstellen wird (Segment 2), in komplizierten familiären Verhältnissen auf. Das Segmentthema bewegt sich im Feld Alko-

holabhängigkeit des Vaters, ausgeführt werden hiermit verbundene familiäre Probleme, die schließlich zum Auszug Herrn Kramers und seiner Mutter führen (anders als zuvor konfiguriert die Auflösung [keine Ellipse] den Schluss). Auf der Ebene der dominanten Erzähllinie wird der Lebensabschnitt 14 bis 17 angekündigt.

„P.K.: (1) so mit vierzehn gab_s dann so bei meinen Eltern so Probleme, die schon lange irgendwie da waren, mein Vater ist Alkoholiker (1) gewesen ähm, und dis wurde halt dann in dieser Zeit, wo ich so vierzehn fünfzehn war so massiv, dass ich- (1) ich kann auch siebzehn gewesen sein, also nagelt mich nicht auf die Jahreszahlen fest und so ne ((fragend)), I.: ne, ne (lachend)) [Segmentankündigung, Zeit: 14 bis 17, Thema: Probleme zu Hause/Alkoholismus des Vaters, Haltung: problematisierend; eingeschobene metakommunikative Passage, Thema: Schwierigkeiten mit einer genauen zeitlichen Einordnung], aber ähm, dis wurde einfach schlimmer und ähm, dann hab ich gesehen, dass so, meine Geschwister waren alle ausgezogen, sind also mein ältester Bruder is irgendwie dreiundvierzig oder so, und der Bruder, der nach mir kommt, ähm, is zwölf Jahre älter, und ähm, ich war halt alleine mit meinen Eltern und dis gab dann nochmal auch_n neues Sozialgefüge innerhalb der^a und dann hat der Alkoholismus meiner, also meines Vaters dazu geführt, dass ich zwangsläufig äh meine Mutter besser kennenlernen musste, auch einfach um in diesem neuen Familienkonzept da irgendwie durchzusehen so und ich hab immer viel hinterfragt und so, weil ich auch viel alleine war und ähm, viel so (1) zugehört habe und also so sehr auditiv bin und konnte da viel dran ableiten und hab einfach gemerkt so, die Mama, die braucht mich jetzt mehr so, und dis hat sich dann auch so gedreht, irgendwann bin_ich morgens aufgewacht und war meiner Mutter einfach näher, weil ich auch mit dem Alkoholismus meines Vaters () gar nicht mehr klargekommen bin so, weißt () lässt da irgendwas ähm, also du kannst es nicht irgendwie gesund reflektieren, du, dis verzerrt sich immer in Richtung Ablehnung oder in Richtung Hass oder so und diese Gefühle waren einfach zu anstrengend und deswegen hab ich mich mit meinem Vater dann fast gar nicht mehr beschäftigt, ich war dann so ähm, körperlich und so trainiert auf meine Situation, ähm also anziehen, ausziehen, all dis, was so bei normalen Kindern ja schon früh halt abgeschlossen ist, dis musst ich mir halt von zehn bis dreizehn alles irgendwie erarbeiten, gab natürlich parallel dazu verschiedene Einrichtungen, [Ankündigung HGK 1, Zeit: 10 bis 13, Thema: Behinderung/Institutionen/Selbstständigkeit, Haltung: problematisierend] in denen ich war, immer unter der Woche oder so, am Ende dann nur noch so ganz normal als Tagesschüler und die ham mir geholfen so Strategien zu entwickeln [Schluss HGK 1, Haltung: Veränderung], also ich war in, zu der Zeit als ich mich meiner Mutter irgendwie genähert hab, also, ihr näher war, war ich halt auch von meinem Vater unabhängiger, dis war nicht mehr so_wie früher, dass er alles für mich machen musste, und deswegen gab_ da so ne_(1) Zwangssymbiose [Ankündigung HGK 2, Zeit ungenau, vor 14, Thema: Abhängigkeit vom Vater, Haltung: problematisierend], sondern es war so, ich konnte echt so, dadurch dass ich eben alles selber konnte im Haus und so und auch draußen, konnt ich mich also bewusst emotional auf meine Mutter auch mehr einlassen, weil da keine Hilfe mehr dran gekoppelt war oder so, früher mit zehn oder neun, wenn ich mit meinem Vater nicht klargekommen bin [erneute Ankündigung HGK 2, Zeit: 9 bis 10, Thema: Abhängigkeit vom Vater, Haltung: problematisierend], da hat er mir nichts zu Essen gemacht oder mich nicht gebadet oder so, also_oder, dis war einfach ähm schwieriger, dis dann durchzusetzen, weil eben, ja, der Alkoholismus da auch_n Problem war vielleicht, na ja [Schluss HGK 2, Haltung: problematisierend/erklärend], auf_jeden_Fall konnt ich mich bewusst auf mehr auf meine Mutter einlassen und dis war auch gut, weil, dis hat im Grunde (2) mir auch gezeigt, wie krank mein Vater is, wenn man so_n Idealbild von seim Vater loslassen muss, dann kriegt man ja_auch auf jeden Fall erstmal_n reales Bild auf ihn, weil wenn man dieses ideale Bild einfach, weil es nicht mehr da_is, und ähm, dis hat halt ganz krass im Kopf erst angefangen, ne [erneuter Schluss HGK 2, Haltung: problematisierend/erklärend/Veränderung], und dann war der Alkoholismus also immer fortgeschrittener_so und dann irgendwann hab ich die Entscheidung getroffen, da war ich denn schon fünfzehn, und hatte auch schon (1) na ja, also (1) Freunde und so oder sagen wir mal (1) so Kumpels würde ich sagen, Freunde hab ich sehr wenig, aber Kumpels ähm, die mir denn auch aufgezeigt haben, wie kaputt die Familie is und so und mir geholfen haben, diese Bilder richtig in Relation zu bringen, weil wenn man in so ner kaputten Familie steckt, dann hat man, verliert man glaub ich den Blick für ne normale Realität so ganz schnell so, und durch die Kontakte nach außen, die dann immer wichtiger wurden natürlich in der Pubertät und so, konnt ich ziemlich schnell erkennen, dass ich und meine Mutter da uns lösen müssen, und meine Mutter is halt (1) jetzt schon fünfundsechzig und is ne sehr konservativ erzogene Frau, I.: mhm, P.K.: hat in ihrer Kindheit viel erlebt, [Ankündigung HGK 3, Zeit: vor der Geburt bis heute, Thema: Lebensgeschichte der Mutter, Haltung: problematisierend] von Missbrauch bis hin zu irgendwie Elternhaus verlassen müssen und lang alleine leben und so, also einfach gezeichnet vom Leben und hatte auch nicht die Möglichkeit ähm besonders ihr Leben auszuschmücken durch ne Lehre oder so, hat immer nur gearbeitet, um zu überleben, und so is ihr Charakter auch geworden, also sie, sie fängt jetzt erst an zu leben mit nem neuen Partner und fängt jetzt erst an, darüber nachzudenken, wie_s is in Urlaub zu fahren und wie_s sich anfühlt, aber viele Jahre vorher hat sie nur funktioniert [Schluss HGK 3, Auflösung, Haltung: problematisierend/Veränderung] und ich hab irgendwann mit 16 oder so gesehen: Okay, sie wird es für sich nie entscheiden, sie würde lieber da sterben, weil es eben so is, dass man als Ehefrau da bleibt, und denn hab ich einfach ähm (2) ne gewisse Hilflosigkeit emotional vorgetäuscht, damit sie sozusagen mit mir zusammen da auszieht, also, ich hab gesagt: Ähm, ich muss jetzt hier ausziehen' und sie hat ihren jüngsten Sohn natürlich nicht alleine gelassen, so, weil sie ne gute Mutter is, I.: ja, P.K.: und dann is sie mitgegangen und dis war im Grunde auch mein Wunsch, dass sie sich auch von meinem Vater löst, weil ich schon damals ziemlich gut erkannt hab, dass also ne Heilung für ihn unmöglich is, wenn wir als Familie uns loslassen und jeder für sich gesund wird so und die ganzen Sachen verarbeitet, und so war es dann auch“ [Segmentschluss, Auflösung, Haltung: problematisierend/Veränderung].

Trotz der Notizen ist es unbenommen schwierig, der Lokalisierung zu folgen. Dies ist u.a. darauf zurückzuführen, dass das ganze Segment von Argumentationen durchzogen ist. Es gibt eine Probe, die klären hilft, ob segmental ausge-

baute HGK vorliegen. Segmente müssen auch ohne sie verständlich sein. Tun wir so, als hätte Herr Kramer keine voll ausgebauten HGK gesprochen, dann lautet der Text:

„P.K.: (1) so mit vierzehn gab_s dann so bei meinen Eltern so Probleme, die schon lange irgendwie da waren, mein Vater is Alkoholiker (1) gewesen ähm, und dis wurde halt dann in dieser Zeit, wo ich so vierzehn fünfzehn war so massiv, dass ich- (1) ich kann auch siebzehn gewesen sein, also nagelt mich nicht auf die Jahreszahlen fest und so ne ((fragend)), i.: ne, ne ((lachend)) [Ankündigung], aber ähm, dis wurde einfach schlimmer und ähm, dann hab ich gesehen, dass so, meine Geschwister waren alle ausgezogen, sind also mein ältester Bruder is irgendwie dreiundvierzig oder so, und der Bruder, der nach mir kommt, ähm, is zwölf Jahre älter, und ähm, ich war halt alleine mit meinen Eltern und dis gab dann nochmal auch_n neues Sozialgefüge innerhalb der Familie und dann hat der Alkoholismus meiner, also meines Vaters dazu geführt, dass ich zwangsläufig äh meine Mutter besser kennenlernen musste, auch einfach um in diesem neuen Familienkonzept da irgendwie durchzusehen so und ich hab immer viel hinterfragt und so, weil ich auch viel alleine war und ähm, viel so (1) zugehört habe und also so sehr auditiv bin und konnte da viel dran ableiten und hab einfach gemerkt so, die Mama, die brauch mich jetzt mehr so, und dis hat sich dann auch so gedreht, irgendwann bin_ich morgens aufgewacht und war meiner Mutter einfach näher, weil ich auch mit dem Alkoholismus meines Vaters () gar nicht mehr klargekommen bin so, weißt () lässt da irgendwas ähm, also du kannst es nicht irgendwie gesund reflektieren, du, dis verzerrt sich immer in Richtung Ablehnung oder in Richtung Hass oder so und diese Gefühle waren einfach zu anstrengend und deswegen hab ich mich mit meinem Vater dann fast gar nicht mehr beschäftigt, ich war dann so ähm, körperlich und so trainiert auf meine Situation, also ich war in, zu der Zeit als ich mich meiner Mutter irgendwie genähert hab, also, ihr näher war, war ich halt auch von meinem Vater unabhängiger, sondern es war so, ich konnte echt so, dadurch dass ich eben alles selber konnte im Haus und so und auch draußen, konnt ich mich also bewusst emotional auf meine Mutter auch mehr einlassen, weil da keine Hilfe mehr dran gekoppelt war oder so, auf jeden_Fall konnt ich mich bewusst auf mehr auf meine Mutter einlassen und dis war auch gut, und dann war der Alkoholismus also immer fortgeschrittener so und dann irgendwann hab ich die Entscheidung getroffen, da war ich denn schon fünfzehn, und hatte auch schon (1) na ja, also (1) Freunde und so oder sagen wir mal (1) so Kumpels würde ich sagen, Freunde hab ich sehr wenig, aber Kumpels ähm, die mir denn auch aufzeigt haben, wie kaputt die Familie is und so und mir geholfen haben, diese Bilder richtig in Relation zu bringen, weil wenn man in so ner kaputten Familie steckt, dann hat man, verliert man glaub ich den Blick für ne normale Realität so ganz schnell so, und durch die Kontakte nach außen, die dann immer wichtiger wurden natürlich in der Pubertät und so, konnt ich ziemlich schnell erkennen, dass ich und meine Mutter da uns lösen müssen und ich hab irgendwann mit 16 oder so gesehen: O.k., sie wird es für sich nie entscheiden, sie würde lieber da sterben, weil es eben so is, dass man als Ehefrau da bleibt, und denn hab ich einfach, ähm, (2) ne gewisse Hilflosigkeit emotional vorgetäuscht, damit sie sozusagen mit mir zusammen da auszieht, also, ich hab gesagt: „Ähm, ich muss jetzt hier ausziehen“ und sie hat ihren jüngsten Sohn natürlich nich alleine gelassen, so, weil sie ne gute Mutter is, i.: ja, P.K.: und dann is sie mitgegangen und dis war im Grunde auch mein Wunsch, dass sie sich auch von meinem Vater löst, weil ich schon damals ziemlich gut erkannt hab, dass also ne Heilung für ihn unmöglich is, wenn wir als Familie uns loslassen und jeder für sich gesund wird so und die ganzen Sachen verarbeitet, und so war es dann auch.“ [Schluss].

Das Segment basiert auf der Darstellungsstruktur Problemankündigung-Komplikation-Problemlösung. Thematisch dreht es sich um die Alkoholabhängigkeit des Vaters, um die schwierige Distanzierung vom Vater aufgrund der Abhängigkeit und im Zuge der Adoleszenz, um eine Annäherung an die Mutter und schließlich um den Auszug mit der Mutter. Trotz der problematischen Familienkonstellation ist Patrick Kramer initiativ. Die Geschichte ist ohne die HGK verständlich. Segmental ausgebaute HGK müssen, so ist des Weiteren zu prüfen, eine Anfang-Mitte-Schluss-Struktur besitzen.

„ähm also anziehen, ausziehen, all dis, was so bei normalen Kindern ja schon früh halt abgeschlossen ist, dis musst ich mir halt von zehn bis dreizehn alles irgendwie erarbeiten, gab natürlich parallel dazu verschiedene Einrichtungen, in denen ich war, immer unter der Woche oder so, am Ende dann nur noch so ganz normal als Tagesschüler und die ham mir geholfen so Strategien zu entwickeln.“.

„dis war nich mehr so wie früher, dass er alles für mich machen musste, und deswegen gab_ da so ne_(1) Zwangssymbiose, früher mit zehn oder neun, wenn ich mit meinem Vater nich klargekommen bin, da hat er mir nichts zu Essen gemacht oder mich nich gebadet oder so, also oder, dis war einfach ähm schwieriger, dis dann durchzusetzen, weil eben, ja, der Alkoholismus da auch_n Problem war vielleicht, na ja weil, dis hat im Grunde (2) mir auch gezeigt, wie krank mein Vater is, wenn man so_n Idealbild von seim Vater loslassen muss, dann kriegt man ja auch auf jeden Fall erstmal_n reales Bild auf ihn, weil wenn man dieses ideale Bild einfach, weil es nich mehr da_is, und ähm, dis hat halt ganz krass im Kopf erst angefangen, ne.“

„und meine Mutter is halt (1) jetzt schon fünfundsechzig und is ne sehr konservativ erzogene Frau, i.: mhm, P.K.: hat in ihrer Kindheit viel erlebt, von Missbrauch bis hin zu irgendwie Elternhaus verlassen müssen und lang alleine leben und so, also einfach gezeichnet vom Leben und hatte auch nich die Möglichkeit ähm besonders ihr Leben auszuschnücken durch ne Lehre oder so, hat immer nur gearbeitet, um zu überleben, und so is ihr Charakter auch geworden, also sie, sie fängt

jetzt erst an zu leben mit nem neuen Partner und fängt jetzt erst an, darüber nachzudenken, wie_s is in Urlaub zu fahren und wie_s sich anfühlt, aber viele Jahre vorher hat sie nur funktioniert.“

Von Abhängigkeit und Vernachlässigung ist in den HGK, am Rande der Erzählung die Rede. Verlaufskurvenstrukturen des Erleidens hier kommen zum Ausdruck, alle finden Anklänge an das Stadium des Zusammenbruchs der Alltagsorganisation und Selbstorientierung. Selbstständigkeit wird nicht im elterlichen Zuhause, sondern in Institutionen verspätet erworben, der Vater kümmerst sich in „Konfliktfällen“ nicht um körperliche Bedürfnisse (Hygiene/Nahrung), anscheinend generell nicht um Autonomiegewinne des Sohnes („Zwangssymbiose“, zu grundlegenden menschlichen Bedürfnissen vgl. Großmaß 2010). Wissensanalytisch kann im Fall des ersten Schlusses der HGK 2 festgehalten werden, dass zwar eine theoretische Bearbeitung in Form der Erklärung für das Verhalten des Vaters vorliegt (Alkoholismus). Sie aber entlastet zum einen auch den (kranken) Vater, zum anderen kann diese Theoretisierung kaum als Antwort auf die *ethischen* Dimensionen des väterlichen Handelns gelesen werden (dass Unterlassungen soziale Handlungen sind, klärt Weber (1984, S. 19) begrifflich). Die theoretische Bearbeitung im zweiten Schluss bezieht sich auf zu revidierende Vaterbilder und Idealisierungen. Hochabstrakt und im Rekurs auf entwicklungspsychologisches Wissen (zum Verhältnis wissenschaftliches/alltägliche Wissen vgl. Griesse/Griesehop 2007, S. 45, 76) argumentiert Patrick Kramer angesichts der Erfahrungen fehlender existenzieller Zuwendung, Anerkennung, Achtsamkeit oder Anregung. Der Hinweis auf die peers im Segment, die einen Beitrag zur „Entidealisierung“ leisten, belegt die These („die mir [...] aufgezeigt haben, wie kaputt die Familie is und so und mir geholfen haben, diese Bilder richtig in Relation zu bringen“). Auf diese Weise gelingt argumentativ eine Form der (Re)Normalisierung interpersonaler Verhältnisse. Patrick Kramer löst sich vom Vater, wie es in der Adoleszenz eben zu bewerkstelligen ist: über eine realitätsangemessene(re) Perspektive, die sich nicht zuletzt einer zunehmenden Orientierung in Richtung Gleichaltrige verdankt („durch die Kontakte nach außen, die dann immer wichtiger wurden natürlich in der Pubertät“), und über einen wichtigen Schritt in die Selbstständigkeit: den Auszug. Mit keinem Wort geht der Erzähler auf die Umschriften des väterlichen Bildes vor der Folie der angerissenen Erfahrungen ein. Ist es die Scham, davon zu berichten, auf Hilfe von – wohlgeordnet zentralen, Verantwortung tragenden signifikanten – anderen angewiesen zu sein, die ausführliche Detaillierungen und erfahrungsnahen Argumentationen verhindert? Potenziert sie sich aufgrund einer durch die Eltern (mit)verursachten, verspäteten Entwicklung? Einiges ließe sich sicher anhand des Konzepts Stigmamanagement (vgl. Goffman 1999) diskutieren, in dessen sind die Vertrauensgrundlagen und fehlenden Qualitäten in den zwischenmenschlichen Beziehungen so kaum zu verstehen. Es stellt sich vielmehr die Frage, ob die Erinnerungen nicht zu schmerzhaft sind, um im Detail rekapituliert und reflektiert zu werden – ein diesbezüglicher argumentativer Hinweis findet sich im Segment:

„du kannst es [die Beziehung zum Vater, B.G.] nicht irgendwie gesund reflektieren, du, die verzerrt sich immer in Richtung Ablehnung oder in Richtung Hass oder so und diese Gefühle waren einfach zu anstrengend und deswegen hab ich mich mit meinem Vater dann fast gar nicht mehr beschäftigt.“

Eine Täter-Opferkonstellation – die als Appell an die Zuhörerinnen interpretiert werden kann, Empathie, Sicherheit, Stärkung zu gewähren (zu dieser traumarehetorischen Perspektive vgl. Thoma 2005, S. 26) – liegt in der HGK ebenso vor, wie eine nur teilweise auf die Behinderung zurückzuführende eingeschränkte

Handlungsfähigkeit. Das Thema der Handlungseinschränkungen wird derweil, was in Traumaerzählungen nicht ungewöhnlich ist, auch mit Blick auf die Täter (vgl. Deppermann/Lucius-Hoene 2005, S. 65), den kranken Vater und die leidende Mutter, aufgegriffen. Doch zu berücksichtigen sind definitiv die Autonomiegewinne, die Herr Kramer, wenn schon nicht in jener, in der Kindheit relevanten Institution Familie erwerben, so mithilfe pädagogischer Anleitung initiativ in einer Einrichtung „erarbeiten“ kann. Sie liegen der aktiven Zuwendung zur Mutter, der Lösung vom Vater sowie dem Auszug zugrunde. Die Linearität der Darstellung aber ist mehrfach gebrochen, nicht allein auf der Ebene von Segment und HGK. HGK 2 liegt zeitlich vor HGK 1 – Schwierigkeiten bei der Kohärenzbildung liegen vor, die gleich im Segmentbeginn ankündigt werden: „nagelt mich nicht auf die Jahreszahlen fest und so ne ((fragend))“. Mithilfe einer rückversichernden Frage, die darauf zielt, dass etwas unterlassen wird, lenkt der Sprecher die Aufmerksamkeit narrationsstrukturell auf ebendieses Phänomen, sozial und interaktiv aber vergewissert er sich, dass auf zeitliche Genauigkeit bzw. Einordnung verzichtet wird.

In HGK 3 präsentiert der Interviewte lebensgeschichtliche Informationen zur Mutter, die erklären, wieso sie ihrem Leiden an der Familiensituation nichts entgegensetzen kann. Ihr Alter, ihr soziales Erbe („*konservativ*“) bzw. ihre Wertorientierung („weil es eben so is, dass man als Ehefrau da bleibt“), der bildungsbezogene und soziale Status („hat immer nur gearbeitet, um zu überleben“) und schwerwiegende Lebenserfahrungen („von Missbrauch bis hin zu irgendwie Elternhaus verlassen müssen“) werden angeführt, um zu plausibilisieren, warum sie außerstande ist, die problematische Lebenssituation zu verändern. Die HGK entlastet die Mutter, begründet ihr Handeln auch im Sinne einer Nichtunterstützung des Sohnes. Der gemeinsame Auszug ist letztlich mit einem Rollentausch verbunden: „ich hab dann ne Vaterrolle gehabt oder so, also, die Rollen waren klar vertauscht“ (Segment 3) – doch bereits in Segment 2 deutet sich derartiges an: Der Sprecher erzählt von einem Manöver, um seine Mutter und sich selbst aus der problematischen Lebenslage zu befreien. Er hat „ne gewisse Hilflosigkeit emotional vorgetäuscht“ und so die Rollen unausgesprochen getauscht (wir finden also Wiederholungen von Argumentationsfiguren in der Erzählung). Herr Kramer übernimmt die (biographische) Perspektive signifikanter anderer, die für seine Lebensgeschichte und ihren Verlauf bedeutungsvoll sind, gleichzeitig verabschiedet er sich von der Erwartung, dies für sich in Anspruch nehmen zu können. Der Rollentausch und die einseitige Perspektivübernahme aber stellen den Opferstatus der Mutter über das eigene Leid. Mehr noch: Der Jugendliche eröffnet ihr Räume, die aus seiner Sicht für positive Identitätsveränderungen sorgen, eröffnet im Prinzip sämtlichen Familienangehörigen die Gelegenheit, „für sich gesund“ zu werden. Wird Segment 1 herangezogen, zeigt sich, wie problematisch die Situation in der Familie Kramer ist. Die Ankündigung lautet

„mein Vater hat irgendwie in meiner frühen Kindheit und meiner frühen Jugend ne ziemlich tragende Rolle eingenommen“

und mündet in die positive Bilanz:

„na ja auf jeden Fall ((lacht)) war es dann so, dass ich ähm, diese Bindung eben zu meim Vater sehr genossen hab.“

HGK 1 und 2 gehören temporal in Segment 1, das, wäre die lebensgeschichtliche Information nicht „verrutscht“, positiv konnotiert vermutlich nicht zu erzählen gewesen wäre. In Segment 1 finden wir Andeutungen, dass es Probleme mit der Mutter gab. Das enge Verhältnis zwischen Vater und Sohn entsteht, „weil

meiner Mutter als Frau dis () mit mir nicht so leicht gefallen“ ist. Sowohl in Segment 1 als auch in Segment 2 geht es um Eltern, die unfähig sind, auf Bedürfnisse ihres Kindes einzugehen, und immer finden sich Erklärungen, die das elterliche Handeln zwar nicht absolut legitimieren, zumindest jedoch zu entschuldigen wissen. Ein Teil der Argumentation verursacht aufgrund des (fehlenden) Inhalts und fehlender Narrationen – was ist der Mutter schwer gefallen, worauf rekurriert „dies“? – Irritationen. Hier aber scheidet sich vermutlich die sozial- von einer tiefenpsychologischen Analyse: Uneindeutigkeiten oder Widersprüche werden zwar zur Kenntnis genommen, jedoch nicht mittels Übertragung/Gegenübertragung (allgemein vgl. Rauchfleisch 2006; im Kontext narrativer Interviews Schreiber 2006) interpretiert. Die Erzählung, ihre Strukturen sowie die geschilderten Interaktionen respektive Erfahrungen bzw. ihr Fehlen bilden weiterhin den Ausgangspunkt, von daher sind auch die den Interviewer einbeziehenden traumarhetorischen Reflexionen (s. o.) maximal sekundär relevant.

Ein formaler Blick auf Segment 2 zeigt, dass die Argumentation der zentrale Darstellungsmodus ist. Trotz fehlender Detailanalysen ist anzunehmen, dass sich weitere, uneindeutig zu formulierende ethische Fragen angesichts lediglich angedeuteter Erfahrungsbezüge bzw. Handlungsabläufe ergeben (so spielt der theoretische Exkurs Freunde/Kumpels auf eingeschränkte soziale Kontakte zu Gleichaltrigen an). Expansionen argumentativer Darstellungen aber können laut Schütze als „*Zerrissenheit der Identitätskonzeption des Erzählers*“ (1984, S. 107, Hervorhebungen im Original) gelesen werden, was auf die Darstellung Patrick Kramers wohl zutrifft. Die im Erzählen vorgenommenen zeitlichen Verschiebungen sowie die „ausufernden“ Argumentationen, ermöglichen vor allem eines: Das erfahrene Leid, das auch das gegenwärtige Leben prägt, zu erwähnen, ohne erlittene physische und psychische Verletzungen oder Fragen der Verantwortung und Schuld anhand des rekapitulierten Erlebten zu erörtern. Dass Schaden entstanden ist, ist dem Erzähler bewusst (Segment 1, Mitte):

„ich hab so zwei Therapien angefangen, zwei abgebrochen ähm, und daran merk ich halt immer wieder, dass dis en Thema is, so Beziehungen eingehen, erfolgreich führen und halten und so, kann ich einfach nich gut, weil ich in diesen frühen Jahren einfach irgendwie zu wenig soziale Kontakte hatte und weil dis zu unnatürlich abgelaufen ist“¹⁰.

Neben zeitlichen Vorausgriffen (es ist unwahrscheinlich, dass Herr Kramer in seiner Kindheit zwei Therapien begann und abbrach) finden sich hier Bilanzierungen, die im Schluss der Erzählung strukturell „gut aufgehoben“ gewesen wären.

Patrick Kramers Erzählung legt ein Zeugnis von der Macht der Argumentation ab, die Aufmerksamkeiten lenkt, von Erinnerungen ablenkt, die in der Kommunikation nach schneller (moralischer) Zustimmung oder Gegenrede heischt, erfahrungsnahe Ver- oder theoretische Bearbeitung erlaubt bzw. verhindert. Sie zeugt von einer doppelten Behinderung: die eine verweist auf körperliche, die andere auf seelische Versehrtheiten. Merkwürdig aber ist und bleibt, dass gerade das Berichten, mehr noch: das Argumentieren, für Distanzierungen seitens des Zuhörers bzw. der Leserin sorgt, ein Phänomen, das literaturwissenschaftlich betrachtet keineswegs neu ist:

„Die Distanz des Erzählers zum Geschehen schließt auch ein engeres Engagement des Lesers mit dem Geschehen aus. Der Bericht zielt vor allem auf die sachliche Vermittlung von Information an den Leser. Ganz anders zieht dagegen die [...] szenische[r] Darstellung [...] den Leser in ihren Bann. Hier wird der Leser zum Augenzeugen des Geschehens [...]. Das Geschehen wird im Ablauf seiner Einzelheiten wie gegenwärtig

dargestellt, wodurch der Leser gezwungen wird, das Geschehen gleichsam *in actu* mitzuerleben“ (Stanzel 1987, S. 13f., Hervorhebungen im Original),

(Spontane) Emotionalität, Mitleid, moralische Empörung, vielleicht auch Hilfe können wir vermutlich eher von anderen erwarten, wenn wir erzählen, die *Übernahme der Perspektive des anderen* scheint so reibungsloser zu funktionieren als mittels der Argumentation, die gerade solche Reaktionen des Gegenübers ebenso gut zu be- oder verhindern weiß, letztlich so aber auch Handlungs- und Gestaltungsinitiativen Raum verleihen kann. Mithilfe der strukturellen Beschreibung geraten derartige Effekte wissenschaftlich, erzähltheoretisch und reflexiv in den Blick – und ohne dass Initiativen (die Struktur Problem-Komplikation-Lösung ist für das Segment 2 und die eingelagerten HGK relevant) durch die Fokussierung des Leids überschrieben werden würden, wenngleich von einer „authentischen“ Verarbeitung keinesfalls die Rede sein kann.

6 Schluss

Ich hoffe, dieser Beitrag konnte einen Eindruck vom Zusammenspiel erzähltheoretischer, soziolinguistischer und sozialpsychologischer Analysen vermitteln, auch wenn keine vollständige strukturelle Beschreibung präsentiert wurde und vermutlich viele Fragen offen geblieben sind, nicht zuletzt was die Stegreiferzählungen, aus denen Auszüge dokumentiert und interpretiert wurden, betrifft. Dieses Defizit beinhaltet zugleich eine Chance: Es dürfte deutlich geworden sein, wie wichtig die Analyse der gesamten Haupte Erzählung ist, um fundierte Aussagen über die sprachliche Konstruktion und über (sozial)psychologische Dimensionen von Identität zu treffen. Und was Patrick Kramer betrifft: Ist er traumatisiert? Vielleicht. Es ist jedoch nicht die Aufgabe der Biographieforscherin Diagnosen zu erstellen, wenngleich ich der Ansicht bin, dass eine engere Verzahnung des narrationsstrukturellen Verfahrens mit an Erzählungen interessierter Psychologie profitabel ist – für beide Seiten. Doch ob Sozialwissenschaftlerin, Sprach- und Literaturwissenschaftler, Sozialarbeiter oder Psychologin – zunächst sind wir alle mit ein- und demselben konfrontiert: mit Sprache, mit Sprachregeln und -strukturen, die unseren Alltag, unsere Erfahrungen, Empfindungen, Wahrnehmungen, Urteile, unser Handeln durchziehen. Aus erzähltheoretischer Sicht ist es beruhigend zu sehen, dass Regeln funktionieren, spannend festzustellen, wie sie im konkreten Handeln ausgestaltet, modifiziert oder unterlaufen werden, interessant neue Regeln zu entdecken. Das literarisch-philosophische Regelspiel entfaltet gewiss seine eigene Ästhetik. Im Alltag, in der Therapie und in Teilen der Biographieforschung aber wird das Befolgen von Regeln, bzw. die Fähigkeit, dies zu tun, als Zeichen psychischer Gesundheit oder gesunder Entwicklung gelesen – vermutlich zu Recht. Umso wichtiger wird es dann, den Wechsel der Betrachtung von Sprachphänomenen zu psychologischen Deutungen reflexiv zu gestalten. Dieser Übergang zu einer „zweiten Hermeneutik“ sollte vorbereitet, darf weder unbemerkt noch unkommentiert vor sich gehen. Möchten Sie mich (erneut) fragen wollen, welcher Auswertungsschritt wann vollzogen wird, ob zuerst die sprachlichen Strukturen analysiert werden und sodann wissenschaftlich gearbeitet wird, so müsste ich

auch hier antworten: Interpretationen verschränken sich, ein Bevor und Danach zu postulieren, ist nur analytisch möglich. Trotzdem bin ich diesen Weg probenhalber gegangen, der Intention geschuldet, so vielleicht für ein wenig mehr Transparenz zu sorgen und auf die Notwendigkeit hinzuweisen, dass praktisches Wissen über das Erzählen in reflexives Wissen transformiert werden *muss*, um eine strukturelle Beschreibung zu bewerkstelligen. Gelegentlich antworten die Studierenden auf damit verbundene Anforderungen und Anstrengungen mit: Deutschunterricht bei Frau Griese – was keineswegs schlecht ist.

Und mit dem Studium möchte ich auch enden. Einführungen in das narrationsstrukturelle Verfahren befördern nicht nur den Auf- oder Ausbau von Forschungskompetenzen, sondern sie erweitern interaktive, kommunikative und analytische Fähig- und Fertigkeiten. Ob Studentinnen der Sozialen Arbeit im Anschluss „Sprach- bzw. Darstellungsstörungen“ behandeln können oder sollten, steht auf einem anderen Stück Papier (vgl. etwa Gildemeister/Robert 2005). Auf jeden Fall können sie Fehler vermeiden lernen, die Giddens anspricht, wenn er konstatiert, dass der Alltag von Fehlern durchzogen ist, die oft viel zu schnell psychologisch gedeutet werden (vgl. Giddens 1995, S. 148ff.). Psychologische „Schnellschlüsse“ aber sind (nicht nur) in der Biographieforschung „zu vermeiden“ – um noch einmal den zentralen Hinweis von Riemann zu zitieren. Die erworbenen Kompetenzen lassen sich freilich vielfältig nutzen: im Strafvollzug (vgl. Schütze 1996), in der Supervision (vgl. Schütze 1994), der Einzelfallhilfe (vgl. Schütze 1993), im Gespräch mit Drogenabhängigen (vgl. Griese/Griesehop 2010), in der Jugendarbeit (vgl. Völzke 1997), in Beratungskontexten (vgl. Schulze 2008) – um nur einige Beispiele zu nennen¹¹. Biographische Kommunikation ermöglicht grundsätzlich eines zweifach: ins Gespräch zu kommen, mit sich selbst (biographische Arbeit) und dem anderen (Fremdverstehen), wenngleich wir weder uns noch den anderen je ganz verstehen. Und zum Erzählen, das ein fundamentaler Bestandteil des menschlichen Daseins ist, gehört auch der „wertende Umgang mit Geschichten“, eines der „wichtigsten Mittel[n]“, „unsere Reaktionen auf die Welt untereinander abzustimmen. [...] [D]iese Abstimmung der Reaktionen ist wiederum einer der Wege, auf denen wir das soziale Gewebe, das Geflecht unserer Beziehungen, herstellen“ (Appiah 2007, S. 52). Dass der Aufbau einer sozialen Beziehung ein alltägliches, wichtiges Geschäft in der Sozialen Arbeit ist, erklärt sich von selbst. Anerkennung des anderen heißt jedoch auch, dass wir bei Irritationen nachfragen, um Ausführungen zu Argumentationen bitten, argumentative Widersprüche spiegeln, thematische Auslassungen ansprechen oder moralische Fragen aufwerfen – nicht zuletzt, weil das Spiel mit den Regeln der Ich-Artikulation im Alltag eben nie ein „*gefahrloses Spiel*“ (Ricoeur 2005, S. 224, Hervorhebungen im Original) ist.

Anmerkungen

- 1 Statt großem „I“ oder Unterstrich wird wahlweise die männliche oder weibliche Form verwendet.
- 2 Die Analysen von Kirsch und Fehlhaber beruhen auf schriftlich verfassten Lebensgeschichten.
- 3 Die Kritik an der Narrationsstrukturanalyse gründet genau in dieser Parallelisierung: Die Strukturen der Erzählung werden mit den Strukturen des Erlebens, des Bewusstseins bzw. der Erfahrung identisch gesetzt. In diesem Aufsatz soll je-

doch keine kritische Positionierung erfolgen (ausführlich vgl. diesbezüglich Kaupert 2010; kurz Ruppert 2010, S. 97ff.), sondern das Auswertungsverfahren profiliert werden. Ergänzend ist anzumerken, dass erziehungswissenschaftliche „Variationen“ eher Bildungs- oder Lernprozesse denken, statt von Identitätsveränderungen ausgehen. (Sprach-)Strukturell aber wird auf ähnliche Phänomene Bezug genommen (ausführlicher vgl. Gries 2010).

- 4 Erinnerung und Gedächtnis sind topaktuelle Themen, die Neurobiologen genauso herausfordern wie Vertreterinnen sämtlicher geisteswissenschaftlicher Disziplinen (stellvertretend vgl. die Beiträge in BIOS 2/2002). Frank und Rippl (2007) stellen fest, dass derzeit ein „turn“ in Richtung Gedächtnis zu verzeichnen ist. Im Feld des Begriffs Paradigma – die prominenten Thesen Kuhns bilden einen Bezugspunkt, werden jedoch um aktuelle theoretische Positionen und Verweise auf Klassifizierungsversuche ergänzt – wird die Idee vom „gegenwärtigen Gedächtnisboom“ (S. 15) entfaltet. Ich werde dieses komplexe Thema nicht verhandeln, empfehle Interessierten aber den von Frank/Rippl herausgegebenen Sammelband (2007).
- 5 Für Interessierte: Gattungsstrukturen werden vor allem in der Ethnomethodologie, der Literaturwissenschaft, der Text- und Soziolinguistik behandelt (vgl. u.a. Becker et al. 2006; Günther/Knoblach 1994, 1997; Knoblach/Luckmann 2007; Luckmann 2006; Bakhtin 1996; Hengartner/Schmidt-Lauber [Hrsg.] 2005; Goffman 2005; Lehmann 1993), einige Forschungsansätze arbeiten offensiv mit diesem kommunikativen Strukturaspekt, etwa die dokumentarische Methode im Kontext der Gruppendiskussion oder die Konversationsanalyse (stellvertretend vgl. Kalthoff 2000; Bohnsack 1992).
- 6 Die Bezeichnung idealtypisch findet selbstredend Anklänge an die Weber'schen Ausführungen zu den idealtypischen Begriffen, die „durch einseitige *Steigerung eines* oder *einiger* Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *Einzelerscheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *Gedankenbilde*. In seiner begrifflichen Reinheit ist dieses Gedankenbild nirgends in der Wirklichkeit empirisch vorfindbar, es ist eine Utopie“ (Weber 2004, S. 81f., Hervorhebungen im Original), die allerdings Beutungsvolles zum Ausdruck bringt. Derweil stehen hier keine soziologischen, kultur- oder geschichtswissenschaftlichen Begriffe zur Disposition, sondern Strukturüberlegungen im Kontext des autobiographischen Stegreiferzählens, die trotz alledem „utopische Züge“ besitzen.
- 7 Um die Interviewauszüge lesen zu können, sei auf folgende Notation verwiesen: E.W.: Initialen des Erzählers bzw. anwesender Personen, I.: Interviewerin; (8): Dauer einer Sprechpause in Sekunden; so_n: zusammengezogene Wörter; ((fragend)): Intonation; (): unverständliche Passagen, der Klammerumfang gibt in etwa die Länge an; (so sieht es aus): unsichere Transkription; da habe ich aber: laut/betont gesprochen. Die Daten wurden anonymisiert.
- 8 Theoretisch stellt sich natürlich die Frage, ob Erfahrung im Alltag im Vollzug narrativ organisiert ist oder im Nachhinein narrativ geordnet wird. Neben Extrempositionen – jede Erfahrung ist im Erleben vorstrukturiert (vgl. Rheinheimer 2001, S. 16; Schütze 1984, 1999) oder Erfahrung vollzieht sich fragmentarisch, chaotisch, wird nachträglich über narrative Strukturen geordnet – werden gemäßigte Ansichten vertreten, die von einer prä-narrativen Struktur der Erfahrung im Vollzug ausgehen, die durch reflexive Rückschau zur vollständigen Erzählung wird (ausführlich vgl. Polkinghorne 1998, S. 20ff.). Die Homologietheorie Schützes führte im Fachdiskurs zu erheblichen Kontroversen (vgl. Gries 2010, S. 118ff.).
- 10 Selbstverständlich sprechen die Anzeichen dafür, dass wir es bei der Aussage „meine Geschwister waren alle ausgezogen, sind also mein ältester Bruder is irgendwie dreiundvierzig oder so, und der Bruder, der nach mir kommt, ähm, is zwölf Jahre älter, und ähm, ich war halt alleine mit meinen Eltern und dis gab dann nochmal auch_n neues Sozialgefüge innerhalb der“ ebenfalls mit einer HGK zu tun haben. Da es sich hier aber vorrangig um eine Erklärung handelt und Detaillierungen gänzlich fehlen, bleibt dies in den Analysen unberücksichtigt.

- 11 Die Therapieerfahrungen können zu neuen Interpretationen der entwicklungspsychologischen Argumentation in der HGK 2 führen. Verwiesen sei hier auf die Riemann'sche Konzeption des Fremdwerdens der eigenen Biographie (1987, 1984).
- 12 Selbstverständlich stellen autobiographische Stegreiferzählungen aus verschiedenen Gründen wichtiges Material im Kontext der Ausbildung dar. Die Untersuchung unterschiedlicher Ressourcendimensionen kann so bewerkstelligt werden, Phänomene wie das Fremdwerden der eigenen Biographie können systematisch betrachtet, soziale Welten und Beziehungsgefüge rekonstruiert (stellvertretend vgl. Griesse/Griesehop 2007) oder Anamnesen, soziale Diagnosen sowie Interventionen gestaltet werden (vgl. etwa Griesse/Griesehop 2009, 2010) – um nur einige Optionen zu erwähnen.

Literatur

- Apperry, Y. (2007): Das zufällige Leben des Homer Idlewilde. Berlin.
- Appiah, K. (2007): Der Kosmopolit. München.
- Atayan, V. (2006): Makrostrukturen der Argumentation im Deutschen, Französischen und Italienischen. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien.
- Bachmann, I. (1971): Malina. Frankfurt am Main.
- Bakhtin, M. (1996): The problem of Speech Genres. In: Bakhtin, M.: Speech Genres & Other Late Essays. Texas, S. 60–102.
- Becker, S./Hummel, C./Sander, G. (2006): Grundkurs Literaturwissenschaft. Stuttgart.
- BIOS (2002): Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. 15. Jg., H. 2.
- Björkenheim, J./Karvinen-Niinikoski, S. (o.J.): Biographie, Erzählung und Rehabilitation. O.O. http://www.biographicalcounselling.com/download/a4_ger.pdf [20. 12. 2009].
- Bohnsack, R. (1992): Dokumentarische Interpretation von Orientierungsmustern, in: Meuser, M./Sackmann, R. (Hg.): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie, Pfaffenweilern, S. 139–160.
- Bruder, K.-J. (2003): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“ – für wen? in: Bruder, K.-J. (Hrsg.): „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben“. Gießen, S. 9–37.
- Dausien, B. (1996): Biographie und Geschlecht. Bremen.
- Deppermann, A./Lucius-Hoene, G. (2005): Trauma erzählen – kommunikative, sprachliche und stimmliche Verfahren der Darstellung traumatischer Erlebnisse. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaften, 7. Jg., H. 1, S. 35–74.
- Detka, C. (2005): Zu den Arbeitsschritten der Segmentierung und der Strukturellen Beschreibung in der Analyse autobiographisch-narrativer Interviews, in: ZBBS. 5. Jg., H. 2, S. 351–364.
- Dörr, M. (2004): Lebensgeschichte als MitTeilung. In: Hanses, A. (Hrsg.): Biographie und Soziale Arbeit. Baltmannsweiler 2004, S. 127–142.
- Edelstein, W./Nunner-Winkler, G./Noam, G. (Hrsg.) (1993): Moral und Person. Frankfurt am Main.
- Fischer-Rosenthal, W./Kohli, M. (1987): Biographieforschung. In: Voges, W. (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen, S. 25–49.
- Fischer-Rosenthal, W./Rosenthal, G. (1997): Warum Biographieforschung und wie man sie macht, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 17. Jg., H. 4, S. 405–427.
- Fehlhaber, A. (2007): Die Entschlüsselung literarischer Gestaltungen in autobiographischen Texten mithilfe der Analyse und Interpretation objektiver Daten. In: von Felden, H. (Hrsg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung. Mainz, S. 45–66.
- Frank, M./Rippl, G. (2007): Arbeit am Gedächtnis. In: Frank, M./Rippl, G. (Hrsg.): Arbeit am Gedächtnis. München, S. 9–30.
- Frank, M./Rippl, G. (Hrsg.) (2007): Arbeit am Gedächtnis. München.
- Franz, J./Griesse, B. (2010): Dokumentarische Methode und Narrationsstrukturanalyse – ein Vergleich. In: Griesse, B. (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Wiesbaden, S. 271–316.

- Frommer, J. (2008): Psychoanalyse und qualitative Sozialforschung, in: Dörr, M./von Felden, H./Klein, R./Macha, H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Wiesbaden, S. 21–34.
- Giddens, A. (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt am Main/New York.
- Gildemeister, R./Robert, G. (2005): Sozialpädagogik und Therapie. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied/Kriftel/Berlin, S. 1901–1909.
- Goffman, E. (1999): Stigma. Frankfurt am Main.
- Goffman, E. (2005): Rede-Weisen. Konstanz.
- Gries, B. (2007): Forschungsökonomie im Paradigma Narrative Identität. In: von Felden, H. (Hrsg.): Methoden-Diskussion in der Biographieforschung. Mainz, S. 103–136.
- Gries, B. (2008): Erzähltheoretische Grundlagen in der Biographieforschung. In: von Felden, H. (Hrsg.): Aktuelle Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Wiesbaden, S. 129–155.
- Gries, B. (2010): Unübersichtlichkeiten im Feld der Biographieforschung. In: Gries, B. (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Wiesbaden, S. 115–146.
- Gries, B. (2006): Zwei Generationen erzählen. Frankfurt am Main/New York.
- Gries, B./Grieschop, H. (2007): Biographische Fallarbeit. Wiesbaden.
- Gries, B./Grieschop, H. (2009): Vom Nutzen eines rekonstruktiven Fallansatzes für das sozialarbeiterische Handeln. In: Sozialmagazin, 34 Jg., H. 12, S. 48–59.
- Gries, B./Grieschop, H. (2010): Klienten_innen in Multiproblemsituationen und deren Ich- und Weltkonstruktionen. In: Labonté-Roset, C./Hoefert, H./Cornel, H. (Hrsg.): Hard to reach. Schwer erreichbare Klienten in der Sozialen Arbeit. Berlin, S. 124–145.
- Großmaß, R. (2010): Soziale Arbeit – eine Menschenrechtsprofession? In: Geißler-Piltz, B./Räbiger, J. (Hrsg.): Soziale Arbeit grenzenlos. Opladen/Farmington Hills, S. 21–35.
- Gulich, E. (1986): Textsorten in der Kommunikationspraxis. In: Kallmeyer, W. (Hrsg.): Kommunikationstypologie. Düsseldorf, S. 15–46.
- Günther, S./Knoblauch, H. (1994): „Forms are the Food of Faith“. In: KZfSS, 46. Jg., H. 4, S. 693–723.
- Günther, S./Knoblauch, H. (1997): Gattungsanalyse, in: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen, S. 281–307.
- Hauptert, B./Kraimer, K. (1991): „Ich bin ein Bauernbub“ – zur Analyse lebensgeschichtlicher Interviews in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, 22 Jg., H. 3, S. 193–202.
- Hengartner, T./Schmidt-Laber, B. (Hrsg.) (2005): Leben – Erzählen. Berlin/Hamburg.
- Hermans, H. (1995): Narratives Interview. In: Flick, U./von Kardorff, E./Keupp, H./von Rosenstiel, L./Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Weinheim, S. 182–185.
- Kallmeyer, W./Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, D. (Hrsg.): Gesprächsanalysen. Hamburg, S. 159–274.
- Kraft, V. (2008): Methodische Probleme der Psychoanalytischen Biographik. In: Dörr, M./von Felden, H./Klein, R./Macha, H./Marotzki, W. (Hrsg.): Erinnerung – Reflexion – Geschichte. Wiesbaden, S. 35–48.
- Kalthoff, H. (2003): „Wunderbar, richtig“ – Zur Praxis mündlichen Bewertens im Unterricht. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 3. Jg., H. 3, S. 429–446.
- Katzenbach, J. (2006): Die Anstalt. München.
- Kaupert, M. (2010): Erfahrung und Erzählung. Wiesbaden.
- Keupp, H. (1989): Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In: Keupp, H./Bilden, H. (Hrsg.): Verunsicherungen. Göttingen/Toronto/Zürich, S. 47–69.
- Kirsch, S. (2007): Themenanalyse als Erschließungsvariante in der objektiv-hermeneutischen Analyse und Interpretation (auto-)biographischer Texte. In: von Felden, H. (Hrsg.): Methodendiskussion in der Biographieforschung. Mainz, S. 25–44.
- Knoblauch, H./Luckmann, T. (2007): Gattungsanalyse. In: Flick, U./von Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Reinbek bei Hamburg, S. 538–546.

- Kowal, S./O'Connell, D. (2000): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, U./von Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung*. Reinbek bei Hamburg, S. 437–447.
- Krause, W.-D. (2000): Kommunikationslinguistische Aspekte der Textsortenbestimmung. In: Krause, W.-D. (Hrsg.): *Textsorten*. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien, S. 34–67.
- Lehmann, A. (1993): Zur Typisierung alltäglichen Erzählens. In: Jung, T./Müller-Dohm, S. (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Frankfurt am Main, S. 430–437.
- Lucius-Hoene, G. (2010): Narrative Identitätsarbeit im Interview. In: Gries, B. (Hrsg.): *Subjekt – Identität – Person?* Wiesbaden, S. 149–170.
- Lucius-Hoene, G./Deppermann, A. (2004): *Rekonstruktion narrativer Identität*. Opladen.
- Luckmann, T. (2006): Die kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. In: Tänzler, D./Knoblauch, H./Söffner, H.-G. (Hrsg.): *Neue Perspektiven der Wissenssoziologie*. Konstanz, S. 15–26.
- Nohl, A.-M. (2006): *Bildung und Spontaneität*. Opladen.
- Nohl, A.-M. (2009): *Interview und dokumentarische Methode*. Wiesbaden.
- Polkinghorne, D. (1998): Narrative Psychologie und Geschichtsbewußtsein. In: Straub, J. (Hrsg.): *Erzählung, Identität und Bewußtsein*. Frankfurt am Main, S. 12–45.
- Rammert, W. (2007): *Technik – Handeln – Wissen*. Wiesbaden.
- Rauchfleisch, U. (2006): Tiefenpsychologische Grundlagen der Beratung. In: Steinebach, C. (Hrsg.): *Handbuch psychologische Beratung*. Stuttgart, S. 163–174.
- Rehbein, J. (1994): Theorien, sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Brünner, G./Graefen, G. (Hrsg.): *Texte und Diskurse*. Opladen, S. 25–67.
- Ricœur, P. (1996): *Das Selbst als ein Anderer*. München.
- Ricœur, P. (2005): Narrative Identität. In: Ricœur, P.: *Vom Text zur Person*. Hamburg, S. 209–226.
- Riemann, G. (1984): „Na wenigstens bereitete sich da wieder was in meiner Krankheit vor“. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart, S. 118–141.
- Riemann, G. (1986): Einige Anmerkungen dazu, wie und unter welchen Bedingungen das Argumentationsschema in biographisch-narrativen Interviews dominant werden kann. In: Söffner, H. (Hrsg.): *Sozialstruktur und soziale Typik*. Frankfurt am Main/New York, S. 112–157.
- Riemann, G. (1987): *Das Fremdwerden der eigenen Biographie*. München.
- Riemann, G. (o.J.): Die Arbeit mit einem Berufsumschüler. O.O. http://www.biographicalcounselling.com/download/B4_ger.pdf [20.12.2009]
- Rippl, G. (2007): „I remember – you have forgot“. In: Frank, M./Rippl, G. (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München, S. 177–198.
- Rosenthal, G. (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte*. Frankfurt am Main.
- Rosenthal, G. (2010): Die erlebte und erzählte Lebensgeschichte. In: Gries, B. (Hrsg.): *Subjekt – Identität – Person?* Wiesbaden, S. 197–218.
- Rosenthal, G./Fischer-Rosenthal, W. (2000): Analyse biographisch-narrativer Interviews. In: Flick, U./von Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung*. Reinbek bei Hamburg, S. 456–468.
- Roesler, C. (2001): *Individuelle Identitätskonstitution und kollektive Sinnstiftungsmuster*. Basel. <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/527/pdf/disstotal.pdf> [10.01.2010].
- Ruppert, M. (2010): Die inneren Grenzen der Biographieforschung. In: Gries, B. (Hrsg.): *Subjekt – Identität – Person?* Wiesbaden, S. 93–102.
- Schreiber, B. (2006): *Versteckt – jüdische Kinder im nationalsozialistischen Deutschland und ihr Leben danach*. Frankfurt am Main/New York.
- Schröder, H. (2005): Topoi des autobiographischen Erzählens. In: Hengartner, T./Schmidt-Laber, B. (Hrsg.): *Leben – Erzählen*. Berlin/Hamburg, S. 17–42.
- Schuller, M. (1985): Schreiben und Erinnerung. In: Kolkenbrock-Netz, J./Plumpe, G./Schrumpf, H.-J. (Hrsg.): *Wege der Literaturwissenschaft*. Bonn, S. 405–413.

- Schulze, H. (2008): Lebensgeschichtliches Erzählen im Kontext von Beratung und Therapie. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research, 9. Jg., H. 1. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs080117> [20. 12.2009]
- Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg, S. 67–156.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: neue praxis, 13. Jg., H. 3, S. 283–293.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart, S. 78–117.
- Schütze, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. (Studienbrief) Hagen.
- Schütze, F. (1989): Kollektive Verlaufskurve oder kollektiver Wandlungsprozeß. In: BIOS, 2 Jg., H. 1, S. 31–109.
- Schütze, F. (1993): Die Fallanalyse. In: Rauschenbach, T./Ortmann, F./Karsten, M.-E. (Hrsg.): Der sozialpädagogische Blick. Weinheim/München, S. 191–221.
- Schütze, F. (1994): Strukturen des professionellen Handelns, biographische Betroffenheit und Supervision. In: Supervision, 13. Jg., H. 26, S. 10–39.
- Schütze, F. (1996): Organisationszwänge und hoheitsstaatliche Rahmenbedingungen im Sozialwesen. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Frankfurt am Main, S. 183–275.
- Schütze, F. (1999): Verlaufskurven des Erleidens als Forschungsgegenstand der interpretativen Soziologie. In: Krüger, H.-H./Marotzki, W. (Hrsg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen, S. 191–224.
- Schütze, F. (2001): Ein biographieanalytischer Beitrag zum Verständnis von kreativen Veränderungsprozessen. In: Burkholz, R./Gärtner, C./Zehenfreiter, F. (Hrsg.): Materialität des Geistes. Weilerswist, S. 137–162.
- Schütze, F. (o.J.a): Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part II. O.O. <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.2.pdf> [20.12.2009].
- Schütze, F. (o.J.b): Biography Analysis on the Empirical Base of Autobiographical Narratives. Part I. O.O. <http://www.biographicalcounselling.com/download/B2.1.pdf> [20.12.2009]
- Schwitalla, J. (1997): Zum Textsortenfeld narrativer mündlicher Geschichte. In: Simmler, F. (Hrsg.): Textsorten und Textsortentraditionen. Bern/Berlin/Frankfurt am Main/New York/Paris/Wien, S. 41–62.
- Searle, J. (2001): Geist, Sprache und Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- Silkenbeumer, M./Wernet, A. (2010): Biographische Identität und Objektive Hermeneutik: methodologische Überlegungen zum narrativen Interview. In: Griesse, B. (Hrsg.): Subjekt – Identität – Person? Wiesbaden, S. 171–196.
- Stanzel, F. (1987): Typische Formen des Romans. Göttingen.
- Straub, J. (1994/95): Identität und Sinnbildung. In: ZiF Jahresbericht 1994/95. www.uni-bielefeld.de/ZiF/Publikationen/94-95-Straub-Aufsatz.pdf [19.11.2008], S. 1–31.
- Straub, J./Sichler, R. (1989): Metaphorische Sprechweisen als Modi der interpretativen Repräsentation biographischer Erfahrung. In: Alheit, P./Hoerning, E. (Hrsg.): Biographisches Wissen. Frankfurt am Main/New York, S. 221–237.
- Thoma, G. (2005): Die Gestaltung traumatischer Erfahrungen im narrativen Prozess. In: Psychotherapie & Sozialwissenschaft, 7. Jg., H. 1, S. 7–34.
- Tschuggnall, K. (1999): Erzählte und gelebte Geschichten. In: Journal für Psychologie, 7. Jg., H. 1, S. 56–66.
- Tugendhat, E. (2001): Aufsätze (1992–2000). Frankfurt am Main.
- Völzke, R. (1997): Biographisches Erzählen im beruflichen Alltag. In: Jakob, G./von Wensierski, H.-J. (Hrsg.): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Weinheim/München, S. 271–286.
- Weber, M. (1984): Soziologische Grundbegriffe. Tübingen.

- Weber, M. (2004): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher Erkenntnis. In: Strübing, J./Schnettler, B. (Hrsg.): *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Konstanz, S. 43–100.
- Wilske, L. (2000): Textsortenstrukturen. In: Krause, W.-D. (Hrsg.): *Textsorten*. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien, S. 68–85.
- Winter, J. (2007): Generations of Memory. In: Frank, M./Rippl, G. (Hrsg.): *Arbeit am Gedächtnis*. München, S. 163–176.
- Wohlrab-Sahr, M. (2002): Prozessstrukturen, Lebenskonstruktionen, biographische Diskurse. In: BIOS, 15. Jg., H. 1, S. 3–23.
- Zimmermann, H. (2005): Über die Würde narrativer Kulturen. In: Hengartner, T./Schmidt-Laber, B. (Hrsg.): *Leben – Erzählen*. Berlin/Hamburg, S. 119–144.